Das Waldviertel

46. Jahrgang 1997 Heft 1

ISSN 0259-8957

INHALT

Andreas Kompek: **„Lerchenfeld wurde eigentlich unsere Heimat!".**
Die Konstituierung des Kremser Stadtteiles Lerchenfeld in den Jahren 1939-1955 1

Friedel Moll: **Die Sache mit dem Stanesser Tor in Zwettl** 22

Klaus Petermayr: **Franz Rincolini, ein wenig beachteter Schüler des kaiserlichen Hofkapellmeisters Johann Joseph Fux** 27

Leopoldine Hokr: **Johann Michael II. von Grosser und die Maschinenspinnerei in Niederösterreich** 30

Helmut Hörner: **Kremser Erinnerungen** 45

Hermann Maurer: **Eine Privatveröffentlichung Josef Höbarths** 59

Peter L. Reischütz: **Wird bald die nächste eingeschleppte Schnecke im Horner Becken erscheinen?** 62

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte 64

Buchbesprechungen 81

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes 98

Erich Rabl: **Feuerwehrhistoriker Hans Schneider (1931-1997)** 98

Rudolf Malli/Erich Rabl: **Waldviertel-Publikationen von Hans (Bruno) Schneider** 100

Buchpräsentation des WHB in Weitra 101

Einladung zur Jahreshauptversammlung 102

TITELFOTO:
Krems an der Donau: Stadtteil Lerchenfeld Anfang der vierziger Jahre
(Foto: Kittinger, Krems)

WALDVIERTEL INTERN

Wir bitten Sie, den beiliegenden Erlagschein für die Bezahlung des Mitgliedsbeitrages 1997 (= Bezugspreis der Zeitschrift „Das Waldviertel") zu verwenden. Der Beitrag für 1997 beträgt unverändert 300 Schilling (für Schüler und Studenten 150 Schilling). Bitte benutzen Sie den Erlagschein zur Einzahlung. Für Tauschvereine ist der Erlagschein gegenstandslos.

Bitte beachten Sie die Einladung zur Jahreshauptversammlung am 25. Mai 1997 in Melk sowie die Ankündigung der anderen Veranstaltungen. Nach fünf Jahren (1992 „Kontakte und Konflikte" in Zwettl) wird der WHB am Nationalfeiertag 1997 zum Thema „Vom Lebenslauf zur Biographie" wieder ein Symposion veranstalten. Bitte merken Sie sich diesen Termin vor!

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Das Waldviertel
46. (57.) Jahrgang
Heft 1/1997
Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

Andreas Kompek

„Lerchenfeld wurde eigentlich unsere Heimat!"

Die Konstituierung des Kremser Stadtteiles Lerchenfeld in den Jahren 1939-1955

1. Vorbemerkung

Der jetzige Landesgerichtspräsident von Niederösterreich, Hofrat Dr. Gerwald Lentner, hat in den 70er Jahren eine Untersuchung über Lerchenfeld gemacht. In einem zufälligen Gespräch wurde die Aufmerksamkeit auf die Anfänge dieses jungen Kremser Stadtteiles gelenkt, und so wuchs allmählich der Gedanke in mir, eine Art sozialgeschichtliche Studie über Lerchenfeld zu erarbeiten. Es handelt sich hier um eine Ansiedlung, die für die Belegschaft der Betriebsanlage der „Rottenmanner Eisenwerke, Schmid & Co. KG", der heutigen VOEST-Alpine Krems, in den frühen 1940er Jahren angelegt wurde. Der Großteil dieser Siedler stammte aus bestimmten Gebieten der Steiermark, wo es zu Werksstillegungen kam und wo die betroffene Arbeiter- und Angestelltenschaft vor den Alternativen stand, sich woanders eine Arbeit zu suchen, arbeitslos zu werden oder aber die Übersiedlung in eine neue „Heimat" mitzumachen. Es haben sich doch sehr viele Betroffene und deren Familien für die letzte Variante entschieden. Oft vor allem deshalb, weil es in der alten Heimat ganz einfach in dieser Zeit keine oder nur unzureichende Arbeitsplätze gab.

Mit den Zusiedlern kamen natürlich auch deren ganz spezifische Lebensgewohnheiten, kulturelle Gepflogenheiten, Brauchtümer und soziale Strukturen in eine neue Umgebung. In eine Umgebung, die einerseits durch das bürgerliche Krems und andererseits durch die ländliche Gegend um Rohrendorf-Landersdorf geprägt wird. Das bedeutete das Aufeinandertreffen völlig verschiedener Lebensrealitäten.

Die vorliegende Arbeit versucht dieses Neben-, Gegen- und Miteinander aufzuzeigen und das von den Zusiedlern mitgebrachte spezifische Kulturgut zu dokumentieren und so für die Nachwelt auch zu bewahren. Sie soll aber auch die vielschichtigen gegenseitigen Beeinflussungen zwischen Betrieb und Siedlung deutlich machen. Die zentrale Methode dieser Arbeit ist das Interview als historische Quelle. Die von mir durchgeführten „offenen" bzw. „narrativen" Erinnerungsinterviews mit noch lebenden Zeitzeugen stellen für diese Untersuchung die grundlegende Basis dar, geht es doch um eine möglichst authentische Herausarbeitung alltags-, siedlungs- und sozialgeschichtlicher Aspekte dieser Zeit; einer Zeit, für die es nicht gerade viele Primärquellen gibt.

Wichtig erschien mir auch die Aufarbeitung von Fragen, die das Ernährungsverhalten von Schichtarbeitern, die Wohnkultur und die Lebensformen in Industrieansiedlungen sowie die Wohnqualität aus psychologischer Sicht betreffen.

2. Quellenlage

Die Forschungstätigkeit ist auf eine historisch doch sehr sensible Zeit gerichtet, für die es schwer ist, relevante Primärquellen zu erschließen. Diese beschränken sich auf:

1. Niederschriften der Kremser Ratsherren aus den Jahren 1939 bis 1944, die sich mit dem Bau der sogenannten Donau-Ennstaler-Siedlung (der ursprünglichen Bezeichnung für Lerchenfeld) und den damit verbundenen Grundstückstransaktionen beschäftigen.
2. Wohnungskarteien aus dem Archiv der GEDESAG, der Gemeinnützigen Donau-Ennstaler-Siedlungsgenossenschaft, die die Wohnungen dieser Siedlung baute und verwaltete. So konnten ca. 450 Karteikarten, den Beginn der Siedlung betreffend, sichergestellt werden. Ich habe die darin enthaltenen Informationen nach den Kriterien Anschrift, Erstbezug, Vormieter, Mieter, Größe, Anzahl der in der jeweiligen Wohnung lebenden Personen, deren Geburtsdaten, Religionsbekenntnis, Familienstand, Staatszugehörigkeit, Beruf, beschäftigt bei, sowie Datum der Anmeldung erfaßt, die Ergebnisse allerdings noch nicht vollständig ausgewertet.
3. Das „offene" bzw. „narrative" Erinnerungsinterview.
   Das Interview mit Zeitzeugen als historische Quelle stellt zugleich die zentrale Forschungsmethode dieser Arbeit dar, denn durch diese Art von Zugang wird es möglich, weit ausholend und in freier Assoziation lebensgeschichtliche Erfahrungen zu erzählen.

Nach Reinhard Sieder ist die mündliche Erzählung eine „Äußerungsform, die Angehörigen der ‚unteren' Bevölkerungsschichten besonders ‚naheliegt'. Infolge ihres verhältnismäßig geringen Verfügens über sprachliche Abstrakta ist das Erzählen die wichtigste Art der Reflexion und der Aktualisierung von Identität. Erst über den ‚Umweg' der Erzählung lebensgeschichtlicher Erfahrung gelingt dem Arbeiter/der Arbeiterin die Selbstverortung in größeren lebensgeschichtlichen Zusammenhängen."[1]

Um einer etwaigen unbewußten Retuschierung und Umarbeitung der jeweiligen Lebensgeschichten entgegenzuwirken und die Richtigkeit der im biographischen Interview erhaltenen Informationen zu kontrollieren, war es natürlich notwendig, andere Quellen vergleichend heranzuziehen. Solche sind vor allem die Erinnerungen anderer Interviewpartner, aber auch andere Quellen, wie entsprechende Fachtexte etc. Voneinander abweichende Ergebnisse müssen aber nicht in jedem Fall im Sinne fehlender Zuverlässigkeit gedeutet werden, sondern sind ganz einfach „ein Reflex der vielschichtigen Verhaltensregeln, über die ein Handelnder verfügt".[2]

Traditionelle Arbeitergeschichtsforschung hat alltagsgeschichtliche Aspekte lange Zeit unberücksichtigt gelassen, wodurch natürlich „eine möglichst vollständige Phänomenologie der Lage der Arbeiter als Gesamtheit ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen"[3] nicht ermöglicht wurde. Aber Alltag ist ja gerade das „Gewohnte, das Gewöhnliche, das sich

---

[1] Reinhard Sieder, Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben. In: Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung (= Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2, Wien- Köln 1984) S. 207.

[2] H. Fritzl/H. Fußenegger et al., Wohnkultur und Lebensformen in Industrieansiedlungen (Wien 1986) S. 263.

[3] Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 258.

abhebt vom Besonderen, Herausragenden. Alltag ist auch das Allgemeine [...]".[4] Alltag ist aber auch „die Lebenswelt der Mehrheit, ist also jener Bereich, der die nicht-literarische, triviale Öffentlichkeit der Massen ausmacht, all jene Monotonie, scheinbare Bedeutungslosigkeit, Unscheinbarkeit".[5]

3. Lerchenfeld als Siedlungsstandort

Es war die wirtschaftliche Entwicklung des Unternehmens ab 1938, die letztendlich für die Standortverlegung von der Steiermark nach Krems-Lerchenfeld verantwortlich war. Heinz Berthold hat in seiner Arbeit „500 Jahre Chronik und Geschichte eines Unternehmens — Die heutige VOEST-Alpine Krems" die verschiedenen Faktoren für die gegenständliche Standortverlegung sehr genau dargelegt.

So setzte mit dem Anschluß 1938 für die eisenerzeugende Industrie der „Ostmark" eine Periode des Stillhaltens, des Improvisierens, der Unsicherheit ein. Ab dem Frühherbst 1938 lagen seitens der deutschen Reichsbehörden Förderungskonzepte und eine Wirtschafts- und Verkehrsplanung vor, wobei vor allem folgende Aspekte für das Unternehmen besondere Relevanz hatten:

1. Die Deutsche Industrie- und Handelsbank wurde Zentralstelle für alle Industriefinanzierungen. Die CA-Wien wurde ihr nachgeschaltet und erteilte und verwaltete die von Berlin genehmigten Kredite.
2. Die Verkehrsplanung sah primär den Ausbau der Autobahn und der Rhein-Main-Donau-Wasserstraße mit Anliegerindustrien vor. Die Trasse der geplanten Autobahn war über Rottenmann fixiert, ebenso der zweigleisige Ausbau der über Rottenmann führenden Eisenbahn.
3. Die Wirtschaftsplanung sah vor, daß die Massenstahlerzeugung u. a. den zu erbauenden „Hermann Göring-Werken" in Linz, die Erzeugung von Sondergütern auf dem Walz- und Gußsektor aber eher den flexibleren, privaten kleinen Werken überlassen werden sollte.[6]

Die Beratungen der zuständigen Reichsstellen über den künftigen Standort begannen im September 1938 und dauerten bis Juli 1939. Es stand relativ bald fest, daß das Unternehmen wieder zwei getrennte Werke (vormals Wasendorf und Rottenmann) bekommen würde. Liezen wurde als Standort für ein Stahlwerk, die Gießerei- und Schmiedetechnik sowie die Werkstätten zur Guß-Fertigbearbeitung vorgesehen. Offen blieb vorerst die Frage des neuen Standortes für das Feinblechwalzwerk des Unternehmens.

Berthold merkt an, daß die Reichsstellen Linz favorisierten, und zwar einen Ort zwischen den Werksgeländen der heutigen VOEST und der Chemie Linz. Dieser Vorschlag rief allerdings beim Werksinhaber, Dipl.-Ing. August Schmid-Schmidsfelden, die Befürchtung hervor, daß das Werk zwischen den beiden genannten Industriegiganten quasi zermalmt werden würde.[7] Bereits im August 1939 war Krems als Standort für das Feinblechwalzwerk mit Oberflächenvergütung beschlossen.

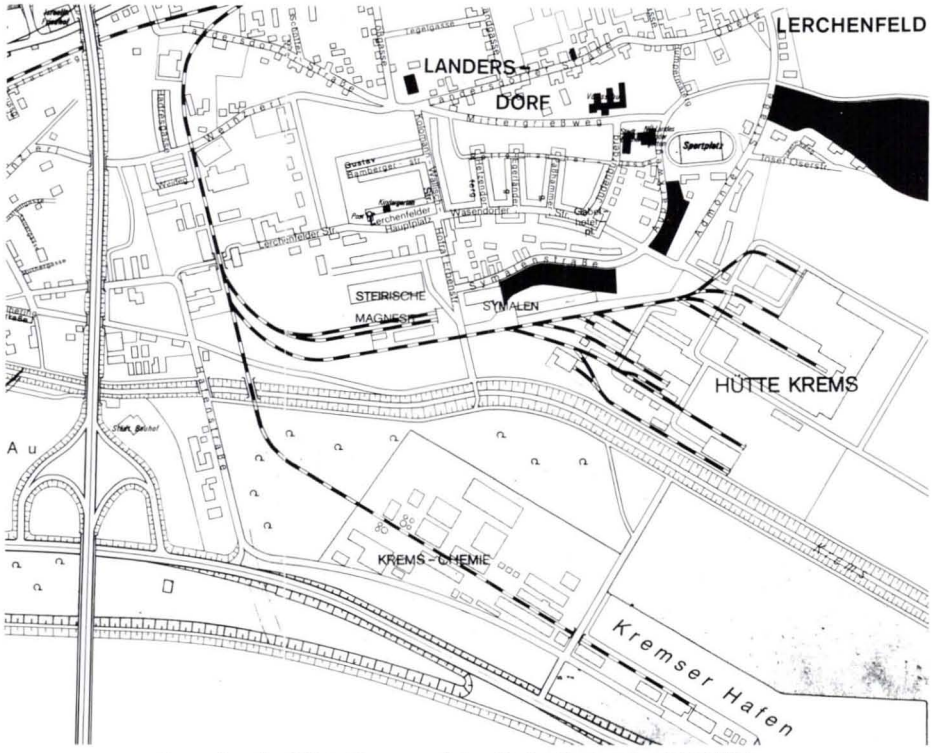
---

[4] Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 257.

[5] Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 259.

[6] Heinz Berthold, 500 Jahre Chronik und Geschichte eines Unternehmens. Die heutige VOEST-Alpine Krems. Band 1 (Krems 1984) S. 67.

[7] Berthold, 500 Jahre Chronik (wie Anm. 6) S. 68.



Lageplan der Hütte Krems und des Stadtteils Lerchenfeld (1980)

Folgende Gründe waren letztendlich dafür entscheidend:

1. Der Standort Krems-Lerchenfeld entsprach der bereits genannten generellen Raumplanung, die zwischen Krems und Wien mehrere Industrieanlagen vorsah.[8)]
2. Das neue Werk lag dem Blech-Großverbrauchsraum in und um Wien näher als Linz.
3. Der Oberbürgermeister der damaligen Gauhauptstadt Krems, Franz Retter, bemühte sich intensiv um Industrieansiedlung und Hafen.[9)]

4. Genese des Werksaufbaues

Nachdem sämtliche Rahmenbedingungen für die Standortverlegung geschaffen worden waren, konnte mit dem Werksaufbau am neuen Standort Lerchenfeld begonnen werden. Montagebeginn war der 4. Jänner 1940. Zuvor war noch eine Produktionsbereinigung zwischen beiden Werksgruppen gemäß deren Produktionsschwerpunkten erfolgt, so daß Liezen der Nachfolgebetrieb für Rottenmann (Gießerei- und Schmiedetechnik) und Krems-Lerchenfeld der Traditionsträger der Styria (Feinblechwalzwerk) wurde. Krems war eindeutig für den Friedensbedarf ausgerichtet.

---

8) 1935 wurde eine eigene „Reichsstelle für Raumordnung" eingerichtet.

9) Ebenda.

Die Werksbezeichnung lautete bis 31. Juli 1942 „Rottenmanner Eisenwerke, Schmid & Co. KG", erst danach führte das Werk die Bezeichnung „Schmidhütte Krems, Schmid & Co. KG". Die Termini „Schmidhütte" bzw. „Hütte" wurden bei Teilen der Belegschaft dermaßen stark verinnerlicht, daß man diese auch heute immer wieder noch hören kann, obwohl die Bezeichnung für das Werk seit 1955 VOEST-Krems — und nunmehr VOEST-Alpine Krems — ist.

Die Bauplanung hatte Architekt Lippert aus Wien, die Maschinenplanung die Firma Heuck, Stettin-Wien, die Stahlkonstruktion und den Kranbau die Firma Waagner-Biro aus Wien übernommen. Die Rodungs- und größeren Planierungsarbeiten in der Kremser Au sowie den Feldbahnbau führten Kremser Pioniere durch. Sonst kamen überwiegend Strafgefangene zum Einsatz.

Zur Aufstellung und sofortigen Inbetriebnahme der einzelnen Anlagen übersiedelte das Stammpersonal in die neuen Standorte und wurde durch Hilfswillige aus dem Osten (HiWis), aber auch durch Kriegsgefangene aus Belgien, Holland und Frankreich ergänzt, die in einem Barackenlager auf dem Areal der heutigen „Pipelife" (früher Salen) untergebracht wurden. Mit fortschreitender Kriegsdauer kamen immer mehr Kriegsgefangene aus dem Lager Gneixendorf, STALAG 17, zum Einsatz. Diese mußten in immer größerer Zahl die eigenen zur Wehrmacht einrückenden Werksangehörigen ersetzen, sodaß der Ausländer-, aber auch der Frauenanteil im Werk gegen Kriegsende bereits überwog.[10]

Franz Oberdorfer berichtet, daß „man Franzosen und Belgier besonders streng kasernierte"[11], während man etwa polnischen Gefangenen mehr Freiraum ließ. So nahm man einen polnischen Gefangenen sogar zu einer Tanzveranstaltung in den ehemaligen Brauhofsaal von Krems (jetzt Einkaufszentrum „Am Steinertor") mit, borgte ihm Kleider, und da er ziemlich gut Deutsch sprach, fiel er kaum auf.[12] Nach Auskunft dieses Zeitzeugen war das Verhältnis zu den kriegsgefangenen Arbeitskräften generell gut.

5. Anlage der Siedlung „Lerchenfeld"

Gründung der GEDESAG und Errichtung der Werkswohnungen

Um die Belegschaft für das Werk unterbringen zu können, waren entsprechende Wohnbaumaßnahmen erforderlich. Diesen Bedürfnissen wurde durch die Anlage der Siedlung „Lerchenfeld" Rechnung getragen. Am 28. Februar 1939 wurde von Dipl.-Ing. August Schmid-Schmidsfelden die GEDESAG, die Gemeinnützige Donau-Ennstaler-Siedlungsgenossenschaft gegründet, wodurch man auch in den Genuß staatlicher Förderungsmittel für gemeinnützige Wohnbauvorhaben kam. Die Gründungsversammlung fand in Wien statt, und der Sitz der Gesellschaft war ursprünglich auch für Wien vorgesehen. Bereits in der Hauptversammlung am 18. März 1940 wurde allerdings beschlossen, den Sitz nach Krems zu verlegen. Die GEDESAG wurde am 21. Oktober 1940 mit Wirkung vom 1. Jänner 1939 als gemeinnütziges Wohnungsunternehmen im Sinne des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes vom 29. Februar 1940 (Reichsgesetzblatt I, Seite 438) und dessen Durchführungsvorschriften sowie der Verordnung vom 15. April 1940 (Reichsgesetzblatt I, Seite 658) anerkannt.

---

[10] Berthold, 500 Jahre Chronik (wie Anm. 6) S. 73.

[11] Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

[12] Ebenda.

In der 16. Sitzung der Kremser Ratsherren am 25. September 1942 verkündete Oberbürgermeister Franz Retter den Beitritt der Stadt Krems zur GEDESAG und begründete dies wie folgt: „Da die Schaffung von Wohnräumen zu den städtischen Aufgaben gehört, ist der Beitritt zur Gesellschaft, um entsprechenden Einfluß nehmen zu können, zu rechtfertigen."[13] Die Gemeinderäte anerkannten diese Notwendigkeit, nachdem der Wortlaut der Satzungen der GEDESAG vorgetragen wurde. Als Grundkapital wurde der Wert an Grundstücken eingebracht, auf denen die Wohnungsbauten errichtet wurden.

Bereits in der 4. Sitzung der Kremser Ratsherren am 29. Dezember 1939 wurde festgehalten: „Im Rahmen des Hafenbaues werden die Rottenmanner Werke gemeinsam mit der Stadt eine Siedlung errichten, die 500 Wohnungen umfassen soll. Die Stadt Krems wird mit einer Kapitaleinlage eintreten."[14] Es waren natürlich auch zahlreiche Kauf- und Tauschverträge notwendig, um die entsprechenden Baugründe für den beabsichtigten Werkswohnungsbau bereitstellen zu können. Die Kremser Stadtverwaltung widmete dafür ein etwa 47 ha umfassendes Areal, das „Lerchenfeld", um, auch „um der ungünstigen Mischung von Wohnsiedlung und Industriegründen entlang dem Ufer des Kremsflusses entgegenzuwirken".[15]

Der zuständige Verwaltungsrat, Dr. Arthur Raschbacher, berichtete in der 10. Sitzung der Kremser Ratsherren am 7. März 1941 über den Stand der Dinge in dieser Angelegenheit.[16] In der gleichen Sitzung referierten Oberbürgermeister Retter und der Rechnungsdirektor der Stadt Krems, Otto Korn, über die Aufnahme eines Reichsdarlehens für die GEDESAG in Höhe von 1 421 200 Reichsmark, wobei die Stadt Krems nur als Treuhänderin auftrat. Weiters wurde festgelegt: „Ferner beteiligt sich die Stadt Krems an diesen Bauten auch mit eigenen Mitteln in der Höhe von ungefähr RM 290 000,— in der Form, daß sie Gründe verkauft und den Verkaufserlös zum Ankaufe von Aktien der Donau-Ennstaler A. G. verwendet [...]. Die Gesamtbaukosten der Siedlung belaufen sich auf RM 2 872 000,—, an Fremdkapital wird ein Betrag von RM 965 000,— eingebracht, außerdem fließen das Reichsdarlehen von RM 1 421 200,— und die Beträge der Stadt Krems von ungefähr RM 290 000,— ein."[17]

Die Aufgabe der GEDESAG bestand nunmehr darin, für die fast ausschließlich aus der Steiermark mitübersiedelten Beschäftigten Wohnungen zu schaffen.[18] In der erwähnten Sitzung der Kremser Ratsherren wird auch angeführt, für wen denn eigentlich die entstehenden Wohnungen gedacht waren: „Als Mieter sind in erster Linie Gefolgschaftsmitglieder der Rottenmanner Eisenwerke vorgesehen, weiters sollen Bewohner von Krems, die in besonders schlechten Unterkünften hausen, und kinderreiche Familien, die unzulänglich untergebracht sind, Berücksichtigung finden. Eine Siedlungsgruppe soll auch Ehrenzeichenträgern der Partei vorbehalten bleiben."[19] In der Nachkriegszeit bestand ein Arrangement zwischen der GEDESAG und dem Wohnungsamt der Stadt Krems, wonach man einen Teil der Wohnungen auch an Nicht-Werksangehörige vergab, wie der ehemalige

---

[13] Stadtarchiv Krems, Protokoll über die 16. Sitzung der Kremser Ratsherren am 25. September 1942.

[14] Stadtarchiv Krems, Protokoll über die 4. Sitzung der Kremser Ratsherren am 29. Dezember 1939.

[15] Gerwald Lentner, Modell Lerchenfeld. Gemeinwesenarbeit als Beitrag zur politischen Bildung (Krems 1977) S. 21.

[16] Stadtarchiv Krems, Protokoll über die 10. Sitzung der Kremser Ratsherren am 7. März 1941.

[17] Ebenda.

[18] 45 Jahre GEDESAG im Dienste des Wohnbaues (Krems 1984) S. 4.

[19] Stadtarchiv Krems, Protokoll über die 10. Sitzung der Kremser Ratsherren am 7. März 1941.

Direktor der GEDESAG, Benedikt Lethmayer, berichtet.[20] Es soll hier immer wieder Probleme zwischen dem Werk und dem Wohnungsamt gegeben haben. Besonders wurden jene Betroffenen bevorzugt, deren Wohnungen beim Bombenangriff auf das Kremser Bahnhofsviertel im April 1945 zerstört worden waren.

Was 1940 zu bauen begonnen wurde, sollte lediglich die östliche Hälfte der ganzen Siedlung darstellen, weshalb der ursprünglich geplante Hauptplatz, der „Lerchenfelderplatz", am westlichen Ende von Lerchenfeld liegt. Dieser westliche Teil wurde allerdings kriegsbedingt nicht mehr fertiggestellt. Der Lerchenfelderplatz hieß ursprünglich „Adolf Hitler-Platz". Die Aussiedler sollten ein neues, schönes Zuhause vorfinden. Es enstand der neue Stadtteil Lerchenfeld mit rund 400 Wohnungen, weitere 140 blieben 1944 unfertig, bedingt durch die Kriegsereignisse. Die Werkssiedlung war das Steckenpferd des Werksinhabers Dipl.-Ing. August Schmid-Schmidsfelden, der Planung, Bauausführung, Bauabrechnung etc. selbst überwachte, während die Gesamtverantwortung beim Werksbau Dipl.-Ing. Wilhelm Leo, dem Werksdirektor, überantwortet war.

Ein großer Teil der Wohnungen sind Reihenhäuser, Einstock-Wohnungen. Die Benennung der Straßen in der Siedlung sollte an die alte Heimat erinnern: Wasendorfer Straße, Gabelhoferplatz, Rottenmannergasse, Hetzendorfergasse, Egerländergasse und Paßhammergasse. Die Egerländergasse deutet auf die sudetendeutsche Abstammung mancher Siedler, vornehmlich Facharbeiter, hin. In der Judenburgerstraße gab es eigene Angestelltenhäuser. Grundsätzlich kann man sagen, daß die Wohnungen in der Siedlung umso größer waren, je weiter diese im Westen der Siedlung lagen.[21]

Stadtteil Lerchenfeld in den frühen vierziger Jahren
(Foto: Kittinger, Krems/Donau)

[20] Benedikt Lethmayer, Interview vom November 1992.

[21] Ebenda.

Diese Angestellten- bzw. Beamtenhäuser können ja auch als bauliches Symbol der Ausweitung innerbetrieblicher Hierarchien auf den Reproduktionsprozeß gesehen werden. Heute ist allerdings von diesem Nimbus kaum noch etwas zu spüren. Dies ist wahrscheinlich teilweise auch darauf zurückzuführen, daß es den vergleichsweise besser verdienenden Beamten bzw. Angestellten doch schneller und leichter gelang, sich den Traum von einem eigenen Haus bzw. einer besser gelegenen Wohnung zu erfüllen.

Die meisten Siedler blieben in ihren Werkswohnungen, nur vergleichsweise wenige bauten sich ein eigenes Heim oder übersiedelten in eine andere Wohngegend, wie Rudolf Linzatti erzählt.[22] Einer der ersten Bewohner berichtet dazu folgendes: „Es war ein sehr, sehr schwerer Entschluß, dem Ruf Folge zu leisten und aus der Steiermark hier heraus zu siedeln. Wir hatten schon einiges gehört, aber als wir hierher kamen, waren wir zutiefst überrascht. Wir fühlten uns in ein Paradies versetzt. Aus Zimmer-Küche plötzlich in ein Reihenhaus mit Wohnküche, Elektroherd, Elektroheißwasserspeicher — vom Wohnzimmer direkt ins eigene Garterl, eigenes WC und Bad [. . .]; das kann man monatelang erst gar nicht glauben."[23]

Der kleine Wohnungstypus war primär für Ledige bestimmt, wie Direktor Lethmayer ausführt. Weiters erfahren wir von ihm, daß jeder Werksangehörige zur Miete einen sogenannten „Werkszuschuß" bekam, welcher direkt mit der GEDESAG ver- und nach einem Einkommensschlüssel berechnet wurde.[24] Probleme ergaben sich, wenn sich eine Familie durch Kriegseinflüsse, Todesfälle etc. verkleinerte, da man keinerlei Handhabe hatte, diese zum freiwilligen Verzicht ihrer großräumigen Wohnung zugunsten einer größeren Familie, die eine größere Wohnung eben dringender benötigte, zu bewegen. Gerade in den „Angestellten-Häusern" sollen Witwen ganz allein gewohnt haben.[25]

Als man in die neuen Wohnungen einziehen wollte, konnte es durchaus vorkommen, daß diese noch nicht gänzlich fertiggestellt waren, vor allem was die Außenanlagen betraf, wie Gärten, Straßen und Gehsteige. Außerdem mußte „die Wohnung vor dem Beziehen erst einmal gründlich gereinigt werden"[26], wie uns Maria Jöll, eine der ersten Bewohnerinnen berichtet. Zudem mußte man auf die Möbel, die Mitbringsel und sonstigen Habseligkeiten aus der alten Heimat warten, da man diese per Bahn nach Lerchenfeld schickte, was sich in Kriegszeiten oft als ziemlich langwierig herausstellen konnte. Es konnten aber auch ziemlich ungewöhnliche Probleme auftreten, daß nämlich „die [mitgebrachten] Betten teilweise zu lang waren und man diese erst entsprechend verkürzen mußte".[27] Dazu kam, daß man in den einzelnen Wohnungen oft sehr viele Personen unterbringen mußte, was natürlich eine erhebliche Einbuße an Lebensqualität darstellte.

Falls die zugewiesenen Wohnungen noch nicht bezugsfertig waren — dies betraf primär die Zusiedler der ersten Stunde —, wurde man in Barackenlagern bzw. in Untermiete in Quartieren der Umgebung — in Landersdorf, Rohrendorf, Theiß, Stratzdorf etc. — untergebracht. Dies traf besonders auf die werkseigenen Montagearbeiter zu, aber nicht nur, wie uns Franz Kappl berichtet.[28] Von Ferdinand Jöll erfahren wir, daß er 1942 „geschlossen

---

[22] Rudolf Linzatti, Interview vom März 1989.

[23] Berthold, 500 Jahre Chronik (wie Anm. 6) S. 71.

[24] Benedikt Lethmayer, Interview vom November 1992.

[25] Ebenda.

[26] Maria Jöll, Interview vom Februar 1989.

[27] Ebenda.

[28] Franz Kappl, Interview vom April 1989.

mit den gesamten Lehrbuben von Wasendorf nach Lerchenfeld kam [...], es dürften an die 34 Lehrbuben gewesen sein".[29] Untergebracht wurden sie im ehemaligen Gasthaus Fuchs in Rohrendorf, und zwar in einem großen Saal im ersten Stock.[30] Man marschierte täglich zu Fuß (ein Lied singend) zur Arbeit ins Werk nach Lerchenfeld.

Ferdinand Jöll hat während seiner Lehrzeit folgendes verdient: Im 1. Lehrjahr 1941 5 Reichsmark/Monat, im 2. Lehrjahr 1942 15 Reichsmark und im 3. Lehrjahr 1943 20 Reichsmark/Monat. In Wasendorf wurden die Lehrlinge zu Drehern, Schlossern, Laboranten und kaufmännischen Lehrlingen ausgebildet. Es existierte keine Werksschule, sondern man wurde während der Lehrzeit direkt im Werk ausgebildet, von Beginn an quasi „training on the job". In Krems hingegen wurde man in einer Berufsschule, die sich im Gebäude des heutigen BRG Ringstraße befand, unterrichtet.[31]

Generell hat man zu den neuen Werkswohnungen eine viel tiefere Beziehung hergestellt, als zu jenen in der alten Heimat, wo „der Wille der Menschen fehlte, die Wohnungen nach außen hin sichtbar zu verschönern", so Rudolf Linzatti.[32] Zudem litten die Menschen in der alten Heimat an eklatantem Wohnraummangel. Stefan Pfusterer, einer der ältesten Lerchenfelder, bringt diese Problematik auf den Punkt: „So wie im Werk ein Schichtbetrieb beim Arbeiten bestand, bestand auch zu Hause ein Schichtbetrieb beim Schlafen."[33]

Architektur und Städtebau im Dritten Reich

Es kann allgemein festgehalten werden, daß „der Nationalsozialismus aufgrund divergierender Kunstvorstellungen seitens seiner kleinbürgerlichen Massenbasis und seiner wirtschaftlichen und politischen Führungsschichten über keinen einheitlichen Stil verfügt hat. Gemeinsamkeiten bestanden lediglich in der Ablehnung des ‚Neuen Bauens'."[34] Die neue Stadt sollte „Abbild der neuen Volksgemeinschaft sein, das politische Zentrum wurde daher von einem kommerziellen Ring umschlossen, an den sich aufgelockerte Wohnzonen anschlossen [...]. Die städtebaulichen und architektonischen Ordnungen wurden wiederum auf die Gesellschaft projiziert; sie formulierten das Modell des NS-Systems und sollten dessen postulierten Endzustand versinnbildlichen."[35] Man kann auch von einer quasi „steingewordenen Weltanschauung" sprechen.

Die Forderungen nach Bodenständigkeit, Schlichtheit, Dauerhaftigkeit etc. ließen vor allem den Werkstein (unter anderem edler Granit) und den Ziegelstein als besonders geeignete Materialien erscheinen. Diese ausgewählten Materialien, die „auf handwerklichen Produktionsweisen beruhten, sollten einmal den ästhetischen Wert der Bauwerke erhöhen, zum anderen diente die Hervorhebung der handwerklichen Produktionsweise dazu, die ‚Fiktion des Handwerks' weiter aufrechtzuerhalten. Der kleinbürgerlichen Massenbasis,

---

[29] Ferdinand Jöll, Interview vom März 1989.

[30] Ebenda.

[31] Ebenda.

[32] Rudolf Linzatti, Interview vom März 1989.

[33] Stefan Pfusterer, Interview vom März 1989.

[34] Joachim Petsch, Architektur und Städtebau im Dritten Reich — Anspruch und Wirklichkeit. In: Die Reihen fest geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus, hg. v. Detlev Peukert und Jürgen Reulecke (Wuppertal 1981) S. 175.

[35] Petsch, Architektur (wie Anm. 34) S. 195.

den Handwerkern sollte das Gefühl vermittelt werden, daß das NS-System ihren Interessen diene."[36]

Auf Grund des § 2, Abs. 1 der „Verordnung über Baugestaltung" vom 10. November 1936, Reichsgesetzblatt I, Seite 938 erließ der Oberbürgermeister der Stadt Krems, Franz Retter, mit der Zustimmung des Reichsstatthalters von Niederdonau (Erlaß aus dem Jahre 1940) eine Ortssatzung über Baugestaltung, in der besondere Grundsätze für die Gestaltung des Baukörpers und der Bauteile vorgeschrieben wurden. In der 11. Sitzung der Kremser Ratsherren am 30. Juni 1941 versuchte er, „für die Durchführung dieser Ortssatzung in ihren Ortschaften Sorge zu tragen, um so die Landschaft von allem Störenden, besonders schreienden Reklamen, zu befreien und die Planung künftiger Bauten im Heimatstil — der Landschaft sinnvoll eingefügt — möglich zu machen."[37]

Werkswohnungsbau

Jeder Mensch „wohnt" auf irgendeine Art und Weise, wobei natürlich unter dem Terminus „Wohnen" völlig Unterschiedliches verstanden werden kann. Man könnte „Wohnung" folgendermaßen definieren: „Eine Wohnung besteht aus einer Anzahl funktionell differenzierter Räume, die zu einer Einheit zusammengefaßt sind und gemeinsam der Aufgabe dienen, physische, psychische und soziale Bedürfnisse ihrer Bewohner zu befriedigen."[38]

Mit dem Begriff Werkswohnungsbau wird im allgemeinen der Wohnbau eines privatwirtschaftlich geführten Unternehmens für seine Beschäftigten bezeichnet.[39] „In vieler Hinsicht stellt der werkseigene Wohnbau für Arbeiter eine für den Produktionsablauf notwendige Investition wie jede andere dar. Durch das Wohnungsangebot konnte die Arbeiterschaft seßhaft gemacht und damit die Kontinuität und Ausweitung des Produktionsprozesses gesichert werden."[40] Aber: „Die Bereitstellung des Quartiers durch die Unternehmer gestaltete sich häufig als Teil des Lohnes, das Lohnniveau konnte daher vergleichsweise gering gehalten werden."[41] So konnte die Reproduktion der Arbeiterschaft langfristig gesichert und deren Mobilität behindert werden, vor allem auch durch die Koppelung von Miet- und Arbeitsverhältnis.

Allerdings erfolgte die Bindung der Bewohner an das Werk nicht nur über die Werkswohnungsvergabe, sondern durchaus auch durch eine Vielzahl von Vergünstigungen. „In der subjektiven Sicht der Bewohner wurde zwar der niedrige Lohn wahrgenommen, aber nicht weiter problematisiert. Die subjektiven Vorteile des ‚Leistungspakets' für den Einzelnen scheinen also dieses Manko aufgewogen zu haben."[42] Diese subjektiven Vorteile bestanden z. B. aus Schrebergärten, Deputaten an Brennmaterial oder Strom.

Gerade die Verunsicherung in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts hat die Arbeitsmoral, aber auch die Mobilität dieser Generation in ganz bestimmte Richtungen gelenkt. „So wurden einerseits Werte wie Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Arbeitseinsatz und -eifer sowie eine geringe Zahl von Krankenständen verinnerlicht, ande-

---

[36] Ebenda, S. 185.

[37] Stadtarchiv Krems, Protokoll über die 11. Sitzung der Kremser Ratsherren am 30. Juni 1941.

[38] Heidegund Pietsch, Wohnqualität aus psychologischer Sicht (Diss., Wien 1983) S. 12.

[39] Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 242.

[40] Ebenda, S. 33.

[41] Ebenda.

[42] Ebenda, S. 302.

rerseits das Verbleiben in der vertrauten Umgebung [...] gefördert."[43] Das heißt, daß man den Bau von Werkswohnungen nicht nur unter rein karitativen Gesichtspunkten betrachten sollte.

6. Übersiedlung in eine völlig neue und fremde Umgebung

Die Übersiedlung bedeutete die Aufgabe von vertrauter Umgebung, von lieben Verwandten und Bekannten, von Freunden und von bestimmten Lebensgewohnheiten. Es war für die damals Betroffenen sicherlich nicht leicht, all das aufzugeben, zurücklassen zu müssen, um irgendwo in einer völlig fremden Umgebung einen neuen Start zu wagen. Die Aussagen der von mir interviewten Zeitzeugen waren größtenteils sehr bewegend und machten betroffen. Ich möchte an dieser Stelle nur ein paar, von mir subjektiv ausgewählte — meiner Meinung nach sehr markante — Eindrücke zitieren.

Rudolf Linzatti stieg vor der Übersiedelung „in den Zug nach Lerchenfeld mit Herzklopfen".[44] Außerdem hatte er Heimweh nach „dem Grün der Wälder, den Bergen und der frischen Gebirgsluft"[45], denn hier in Lerchenfeld hatte man keine Berge, außer dem kalten Braun der Lößterrassen. Franz Oberdorfer hingegen hatte „nie Heimwehgefühl gehabt", denn er fühlte sich „immer als Steirer".[46] Rochus Lippitz — einer der ältesten Lerchenfelder — hat sich in seiner „neuen Heimat sehr wohl gefühlt, drinnen [in der Steiermark] haben wir ja nichts gehabt".[47] Weiters stellt er fest: „Die Hütte hat für die Arbeiter viel gemacht."[48] Sophie Glatz hat sich „immer als Lerchenfelderin gefühlt [...].

Die Schmidhütte Krems etwa 1942

[43] Ebenda, S. 286.

[44] Rudolf Linzatti, Interview vom März 1989.

[45] Ebenda.

[46] Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

[47] Rochus Lippitz, Interview vom März 1989.

[48] Ebenda.

Lerchenfeld ist der schönste Ortsteil von Krems."[49] Johann Bauer wiederum war „überwältigt von der Vielfältigkeit der Produktion, den Hochleistungsstrecken".[50]

Vielfach wurde als bewegendes Motiv zur Übersiedlung auch die Hoffnung auf einen dauerhaften Arbeitsplatz und die Möglichkeit sich emporzuarbeiten geäußert. Maria Glatz gibt das damalige Stimmungsbild — meiner Meinung nach — sehr gut wieder, indem sie folgendes zum Ausdruck bringt: „Anfänglich hatte man oft Heimweh, weinte oft, aber Lerchenfeld wurde eigentlich unsere Heimat."[51] Manche wären aber auch sofort wieder in die alte Heimat zurückgekehrt, wenn es möglich gewesen wäre.

Man hört bei den Interviews doch ziemlich deutlich heraus, daß der Grad der Akzeptanz der neuen Lebensverhältnisse auch mit dem jeweiligen Alter in Zusammenhang steht, eine Tatsache, die auch durch folgenden Ausspruch der damals jugendlichen Maria Maier, die gemeinsam mit ihrem Vater nach Lerchenfeld kam — Mutter und Geschwister kamen später nach — sehr bildlich zum Ausdruck gebracht wird: „Einen alten Baum kann man nicht umsetzen."[52]

7. Charakterisierung der Siedler

Margaretha und Franz Deißenberger charakterisieren die Zusiedler als „positiv eingestellte Leute, die gewußt haben, was sie an der Siedlung haben".[53] Sie beschreiben sie weiters als „offene, geradlinige Leute [...], mit dem Bestreben, daß es ihre Kinder einmal besser haben sollten als sie selbst".[54] Die beiden haben die Situation in Lerchenfeld und somit auch die Lerchenfelder ja besonders gut gekannt, da sie lange Zeit an der örtlichen Volksschule gewirkt und auch sonst sehr aktiv das kulturelle Leben in Lerchenfeld mitgestaltet haben. Der damalige Pfarrer Josef Mathe beschreibt die Lerchenfelder als „sangesfreudig, bescheiden, sehr fleißig und sehr verläßlich".[55]

Folgende Gedanken damals Betroffener sind mir als besonders markant aufgefallen, die über die Siedler doch ziemlich viel ausagen. Von Franz Brandel erfahren wir: „Aufgewachsen sind wir mit Polenta."[56] Franz Oberdorfer weist mit einem Ausspruch auf das harte Los eines Hüttenarbeiters hin: „Der Schweiß brachte die Leute einander näher."[57] Rudolf Paulik charaktersiert die Bescheidenheit der Lerchenfelder: „Wir sind auch nachher, als es uns besser ging, bescheiden geblieben."[58] Etwas traurig stimmt ihn, daß „früher jeder jeden in der Siedlung gegrüßt hat" und dies heute leider nicht mehr der Fall ist.[59] Denn: „Früher hatten die Jungen noch Respekt vor den Alten."[60] Man kann hier doch eine gewisse Wehmut heraushören, in der Erinnerung an eine Zeit, die zwar voller Entbehrungen war, aber schön, gemütlich und nachbarschaftlich.

---

[49] Sophie Glatz, Interview vom Februar 1989.

[50] Johann Bauer, Interview vom März 1989.

[51] Maria Glatz, Interview vom März 1989.

[52] Maria Maier, Interview vom März 1989.

[53] Margaretha und Franz Deißenberger, Interview vom Februar 1989.

[54] Ebenda.

[55] Pfarrer Josef Mathe, Interview vom Februar 1989.

[56] Franz Brandel, Interview vom Februar 1989.

[57] Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

[58] Rudolf Paulik, Interview vom März 1989.

[59] Ebenda.

[60] Ebenda.

8. Lebenssituation in Lerchenfeld

Allgemeines

In der sogenannten „Fürstenbergstudie" aus den Jahren 1973/74 wird zum Ausdruck gebracht, daß damals das steirische Element noch stark spürbar war. So heißt es darin: „Auffallend sind die vielen Blumen in den Vorgärten der Häuser. Eine verhältnismäßig große Anzahl von Pensionisten lebt in diesen Wohnungen, die zwar im Wohnkomfort schon etwas zu wünschen übrig lassen, die aber von den Bewohnern mit viel Mühe wohnlich gemacht werden."[61]

Weiters wird angemerkt, daß verschiedene charakteristische Lebensformen und Eigenarten des Lebens in Lerchenfeld eben von der Herkunft der Bewohner aus der Steiermark bestimmt sind, daß großes Interesse für Brauchtum, Volksmusik und Volkstanz besteht und daß der Blumenschmuck von vielen Häusern charakteristisch ist. Außerdem wird der dörfliche Charakter durch das große Prestige des Lehrers und Pfarrers sehr deutlich. Die Bevölkerung kommt mit vielen Lebensproblemen um Rat und Hilfe zu ihnen.

Sehr auffällig und ausgeprägt sind das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Solidarität in der Lerchenfelder Bevölkerung.[62] So erzählt Franz Oberdorfer: „Wenn früher ein Steirer oder eine Steirerin zu Grabe getragen wurde, waren alle Steirer der Siedlung beim letzten Geleit dabei."[63] Feste und Feiern werden stark gepflegt: der 1. Mai, Maibaumsetzen, Faschingsumzüge, Fronleichnam, Sternsingen und Hirtensingen. Weiters gibt es sehr beliebte Platzkonzerte der Musikkapelle. Es findet sich also eine sehr interessante Mischung von Elementen der Arbeiterbewegung mit Elementen ländlichen Brauchtums.

Es läßt sich feststellen, daß das Schicksal von Lerchenfeld immer sehr eng mit dem der „Hütte" gekoppelt war und der Betrieb sehr aktiv, vor allem durch die Sportförderung, in das Freizeitleben eingriff. In der Fürstenbergstudie wird weiters festgestellt: „Neben Arbeit und Beruf, die einen zentralen Lebenswert für viele Arbeiter darstellen, da sie auch die gesellschaftliche und ökonomische Situation wesentlich bestimmen, gilt das Interesse den Familien [...]. Die Existenzsicherung bzw. -verbesserung steht sehr stark im Vordergrund der Interessen. Hobbys und persönliche Interessen werden erst dann ausgebildet, wenn die private Existenz sozial und materiell gesichert ist."[64]

Ein weiteres, interessantes Detail der Studie ist folgendes: „Vor Aufkommen und massenhafter Verbreitung der Medien Radio und insbesondere Fernsehen waren in den Werkssiedlungen die Arbeitergärten und die Wohnhöfe zentrale Orte der alltäglichen Kommunikation und Freizeitverbringung."[65] Außerdem war die Vereinsbindung früher größer, eben bedingt durch die Absenz des Fernsehens, aber auch durch die wegen des fehlenden Individualverkehrs nicht entwickelte Mobilität. Früher wurde die Freizeit einfach kollektiver erlebt als heute. Das Gemeinschaftsgefühl ging, wie man in den Erzählungen deutlich heraushören kann, mit dem Aufkommen der oben erwähnten Faktoren allmählich verloren.

Die Studie bietet eine sehr fundierte Untersuchung über die Wohnkultur und die Lebensformen in Industrieansiedlungen, in der aber auch darauf aufmerksam gemacht

---

61) Friedrich Fürstenberg et al., Bildungsstrukturen und Bildungsbedürfnisse der Kremser Bevölkerung. In: Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 13/14 (1973/74) S. 155.

62) Ebenda.

63) Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

64) Fürstenberg, Bildungsstrukturen (wie Anm. 61) S. 164.

65) Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 289.

wird, daß „die Medien soziale Prozesse sichtbar machten, die ihren Ausdruck in veränderten Familien-, Kommunikations- und Freizeitgewohnheiten fanden. Einer dieser Prozesse betrifft die zunehmende Privatisierung der sozialen Institution ‚Familie' und damit zusammenhängend, das Zurückdrängen in eine engumgrenzte ‚Häuslichkeit' [...]. Als Folge dieses Prozesses wird die ‚freiwillige Aufgabe' eines öffentlich angeeigneten Raumes, wie es die Gärten und Höfe als dominanter Kommunikationsraum darstellen, augenfällig."[66]

Ausdrücke wie „Zusammenhalt" und „Zusammengehörigkeit" konnte man in den Gesprächen immer wieder hören, wenn über die Vergangenheit gesprochen wurde. An dieser Stelle ist allerdings anzumerken, daß „Nachbarschaftshilfe" primär verstanden wird als Hilfestellung zwischen nahen Verwandten in der Familie, weniger als Austausch dieser sozialen Güter zwischen Nicht-Familienmitgliedern. Der moderne Diskurs über Nachbarschaftshilfe, Solidarität und Selbsthilfe setzt aber gerade dies stillschweigend voraus.[67]

Freizeitverhalten und Kultur

Die Steirer verbrachten relativ viel Zeit in selbst angelegten Obst- und Gemüsegärten. Sie nutzten wirklich jede sich bietende Fläche für Obst- und Gemüseanbau. So pflanzte man Kartoffeln, Kraut, Kohlrabi, Bohnen etc., was man für die Küche eben so benötigte. Zudem hielt man sich oft Kleinvieh. Nicht benötigte „Überschüsse" wurden zu Geld gemacht und stellten eine nicht unwesentliche Aufbesserung des spärlichen Familieneinkommens dar, das üblicherweise nur aus dem Einkommen des im Werk tätigen Ehegatten bestand.

Und außerdem führte das Anlegen von Obst- und Gemüsegärten dazu, daß „das brachliegende Werksgelände kultiviert"[68] wurde, wie wir von Franz Oberdorfer erfahren. Dieser landwirtschaftliche Nebenerwerb war ein ganz wesentliches Kriterium für die Lebensqualität der Industriearbeiterschaft. Außerdem war das Fördern dieser Tendenz ganz im Sinne der Unternehmer, denn „die Illusion, eigenen Grund und Boden zu bewirtschaften, würde die Identität der Arbeiterschaft mit ihrer Wohn- und Arbeitsstätte verstärken".[69]

Wie verbrachte man seine Freizeit sonst noch? Beim Heurigen sang man steirische Volkslieder. „Die Steirer waren gute Sänger, sodaß man sofort wußte, daß Steirer anwesend waren"[70], wie Franz Riedner, ein Nichtsteirer, bemerkt. Man hat sehr viel gemeinsam unternommen, wie Wanderungen auf den Göttweiger Berg, in die Wachau oder einfach in die Umgebung. Sophie Glatz blickt wohl doch etwas melancholisch in die alte Heimat zurück, wenn sie sagt: „Der Göttweiger war für uns der Berg. Man konnte endlich wieder einmal auf einen Berg hinaufwandern."[71] Man hat die steirische Fröhlichkeit und Geselligkeit bei den diversen Ausflügen „hinausgetragen aus der Siedlung".[72]

Es wurden in der „Hütte" — Bezeichnung für das Werk — Steirerabende veranstaltet, wo gesungen, gespielt und getanzt wurde. Man spielte Theater, diese Theateraufführungen flauten allerdings allmählich ab und fanden etwa 1952/53 ihr Ende, wie wir von Ferdinand

---

66) Ebenda, S. 291.

67) Ebenda, S. 304.

68) Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

69) Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 240.

70) Franz Riedner, Interview vom März 1989.

71) Sophie Glatz, Interview vom Februar 1989.

72) Ebenda.

Jöll erfahren.[73] Im Fasching veranstaltete man Umzüge durch die Siedlung, wo an steirische Traditionen angeschlossen wurde. Eisstockschießen wurde von den Steirern in dieser Gegend quasi eingeführt und während der kalten Jahreszeit auf einer künstlich angelegten Eisfläche fast täglich praktiziert. Werkskapelle und der Gesangsverein „Almröserl" wurden aus Wasendorf mitgenommen.[74]

Auch der Brauch des Sternsingens wurde aus der Steiermark mitgebracht und 1952 erstmals durchgeführt. „Man spielte aber auch gegen die russischen Besatzer Fußball, meistens um ein Faß Bier."[75] Die Russen sollen für diese Art von Zeitvertreib sehr dankbar gewesen sein, und nach dem Spiel saß man gemütlich beisammen und genoß gemeinsam das Bier. Auch eine Möglichkeit von Völkerverständigung. Ursprünglich gab es auch noch einen Schuhplattlerverein, den man allerdings wegen mangelndem Interesse aufgelöst hat. Baden ging man in nahegelegene Schotterteiche. Gasthausbesuche konnte man sich erst ab 1955 regelmäßig leisten, und man spielte Karten (Schnapsen, Präferanzen oder 17+4).[76]

Nach der Arbeit ging man häufig in das Stammgasthaus auf dem Lerchenfelderplatz, als es ein solches bereits gab. Jeder hatte angeblich seinen angestammten Platz, der quasi unantastbar war. Und falls es doch jemand wagen sollte, einen solchen besetzen zu wollen, wie Johann Schütz in jungen Jahren, konnte man durchaus zu Gehör bekommen: „Du junger Bua, setz' di ins Eck!"[77] Es war damals üblich, fürs Fernsehen einen Schilling zu bezahlen. Meist schaute man sich Fußballübertragungen an. Fernsehapparate waren aber noch eine Seltenheit.[78] Johann Schütz stellt weiters fest: „Wenn man einem Steirer ein Vierterl Wein verkaufte, welches nicht bis zum Strich [der Markierung] gefüllt war, ging dieser damit nicht etwa zum Wirt, sondern zeigte es im ganzen Lokal herum."[79]

Man hat den Lerchenfeldern immer wieder eine gewisse „Kulturlosigkeit" vorgeworfen. Dr. Max Thorwesten, damaliger Bürgermeister der Stadt Krems, stellt dazu folgendes fest: „Die Lerchenfelder wollten die Eroika nicht hören, aber sie wollten und wollen ihre Volkstänze und ihr Liedergut, sie hatten und haben ihre kulturelle Tradition"[80], die zwar mit jener des bürgerlichen Krems kaum vergleichbar war, aber deshalb keineswegs als „kulturlos" bezeichnet werden kann. Außerdem ist der Terminus „Kultur" sehr weit zu fassen, demnach ist Kultur nicht nur Freizeitbeschäftigung, sondern von einer grundlegenden gesellschaftlichen Bedeutung, wobei es darauf ankommt, daß das Individuum sich verwirklichen kann. „Kultur bedeutet Kommunikation statt Vereinzelung, Spielraum statt Zwänge, Reflexion statt bloßer Anpassung und oberflächlicher Ablenkung."[81]

Religiöse Gepflogenheiten und Aufbau einer Pfarre

Laut Maria Glatz, die von Beginn an die Pfarre in Lerchenfeld mitaufbaute, hatte man „zwar Angst vor den Nazis, trotzdem wagte es eine Schar Unverdrossener in dieser höchst

---

[73] Ferdinand Jöll, Interview vom März 1989.

[74] Ebenda.

[75] Ebenda.

[76] Ebenda.

[77] Johann Schütz, Interview vom April 1989.

[78] Ebenda.

[79] Ebenda.

[80] Dr. Max Thorwesten, Interview vom März 1989.

[81] Fürstenberg, Bildungsstrukturen (wie Anm. 61) S. 204.

gefährlichen Zeit, den Gottesdienst aufrechtzuerhalten".[82] Es war in dieser Zeit der Unsicherheit und politischen Verfolgung aber äußerst schwierig, eine richtige Seelsorge zu betreiben. Nach Zeugenaussagen waren zwar viele der Zusiedler religiös interessiert, aber es fehlten die notwendigen Voraussetzungen, die erst geschaffen werden mußten. So war es zunächst erforderlich, den in der NS-Zeit stark benachteiligten Religionsunterricht wieder einzurichten. Der erste Religionsunterricht fand auf dem Gang der Volksschule statt.

Während des Krieges gingen die meisten Lerchenfelder Kirchgeher ins benachbarte Rohrendorf, ein kleinerer Teil ging nach Krems zur Messe, manche gingen auch zu den Kreuzschwestern ins Kremser Spital, wie Sophie Glatz anführt.[83] Die Pfarrkirche in Lerchenfeld wurde erst 1955 errichtet. Am 1. Oktober 1945 hat man das erste Meßopfer gefeiert.[84] Als Altar diente ein schwarzer Holztisch aus der Werkskantine, den man zu Meßfeiern immer hin- und herschleppen mußte. Von Maria Glatz erfahren wir: „Es kamen zwar viele Lerchenfelder noch nicht zur Messe, aber es war ein Beginn."[85] Man hatte einen Ausschuß zur Errichtung einer Notkirche gegründet, einer Barackenkirche. Bei Sammlungen kamen ca. 10000 Schilling zusammen, man erwarb eine Baracke vom Militärlager im benachbarten Mautern. Diese hatte sogar einen kleinen Holzturm und wurde auf dem Areal hinter der heutigen Pfarrkirche errichtet. „Man hatte kein elektrisches Licht, keine Bänke, keine Tür zur Sakristei, kein Meßgewand, das Meßbuch lieh man sich von der Kremser Pfarre."[86] Maria Glatz erzählt weiters, daß es nicht leicht war, für die schwierige Aufgabe der seelsorgerischen Betreuung der Pfarre Lerchenfeld überhaupt jemanden zu finden, zudem war die im Entstehen befindliche Pfarre völlig mittellos. So waren am 1. September 1950 exakt 169,94 Schilling an Barmitteln vorhanden.[87]

Ab 1951 existierte die Pfarrexpositur Krems-Lerchenfeld, ab 1. November 1952 die Pfarre Lerchenfeld. Der Pfarrexpositus Alois Schnabl war der erste Pfarrer dieser neuen Pfarre und bezog eine Wohnung im sogenannten N-Block 28, heute K. Wallisch-Straße 10. Am 3. Oktober 1954 erfolgte der erste Spatenstich für die neue Kirche durch Generalvikar Michael Distelberger, die Kirchweihe war am 12. Juli 1959. Bei fast jeder religiösen Feier sang man das Lied „Wahre Freundschaft" und reichte einander die Hände.[88]

Schulischer Bereich

Kurz zusammengefaßt kann festgestellt werden, daß ein „positives Verhältnis zwischen Schule und den Eltern aus der Arbeiterschaft"[89] bestand. Außerdem wurde seitens der Schule das „hohe Begabungsniveau der Arbeiterkinder sowie deren noch unverbrauchte Intelligenz"[90] betont. Als man in der Schule eines Tages eine Zeichnung über ein Heimaterlebnis malen sollte, wählte Sophie Glatz als Sujet eine Landschaft ihrer alten Heimat,

---

[82] Maria Glatz, Interview vom März 1989.

[83] Sophie Glatz, Interview vom Februar 1989.

[84] Maria Glatz, Interview vom März 1989.

[85] Ebenda.

[86] Ebenda.

[87] Ebenda.

[88] Ebenda.

[89] Fürstenberg, Bildungsstrukturen (wie Anm. 61) S. 180.

[90] Ebenda.

„ihre Berge und den Sonnenaufgang".[91] Die betreffende Lehrerin entgegnete ihr daraufhin: „Du bist nicht mehr in der Steiermark, sondern hier in Niederdonau."[92] Diese Episode wurde zu einem Schlüsselerlebnis der Betroffenen, wurde immer wieder verdrängt, je mehr sie sich an die neue Heimat gewöhnte, sich an diese anpaßte. Allerdings steigen auch heute noch in ihr Ärger und Wehmut hoch, wenn sie an dieses Ereignis zurückdenkt.

Arbeits- und Lohnverhältnisse

Während der Montage verdiente man etwas weniger als in der alten Heimat. Als man allerdings in Produktion ging, war der Verdienst doch bereits höher, wie uns Johann Bauer verrät.[93] Man arbeitete im Akkord, acht Stunden, und mußte auch sonntags fallweise arbeiten, wenn z. B. verbrauchte Walzen auszubauen und neu geschliffen wieder einzubauen waren. Denn: „Die Arbeit mußte am Montag morgen ja wieder weitergehen."[94] Von Johann Bauer erfahren wir weiters, daß man derlei Instandsetzungstätigkeiten grundsätzlich sonntags durchgeführt hat. Diese Sonntagsarbeit war aber auch besser bezahlt und — im übrigen — war „der Verdienst in Ordnung".[95]

Wenn man die vorgegebene Menge produzieren konnte, bekam man Prämien ausbezahlt, die anfangs Materialprämien waren, welche man privat verwenden oder auch an umliegende Bauern verkaufen konnte. Es waren dies vor allem Blechplatten. Besonders während des Krieges war die Hitze im Werk unerträglich, mußte doch alles verdunkelt und verschlossen werden, so Franz Oberdorfer.[96] Die Arbeitsbedingungen waren alles andere als menschenwürdig. Franz Oberdorfer führt dies sehr drastisch vor Augen: „Die Haut der Ofenarbeiter, Walzer etc. schälte sich regelrecht von der Nase herunter, die Gesichter waren verbrannt von der immensen Hitze."[97] So mußten manche Spezialbleche besonders heiß gearbeitet werden und kamen oft bei 1100 Grad C aus dem Ofen heraus. Während der Montagearbeiten kam man auf durchschnittlich 100 Überstunden im Monat. Franz Oberdorfer stellt noch heute verwundert fest, daß es „erstaunlich ist, mit wie wenig Schlaf der Mensch auskommt".[98] Andererseits war die Arbeit in Lerchenfeld „nicht mehr so schwer, man mußte nicht mehr so viel mit der Hand anfertigen", wie Franz Riedner ins Treffen führt.[99]

Politik

Politik „hat im Betrieb kaum eine Rolle gespielt", wie uns Johann Bauer bestätigt.[100] So gab es „während der NS-Zeit keinen wirklichen Widerstand, denn der Betrieb war gut geführt", wie Franz Oberdorfer ins Treffen führt.[101] Franz Riedner war nach eigenen

---

[91] Sophie Glatz, Interview vom Februar 1989.

[92] Ebenda.

[93] Johann Bauer, Interview vom März 1989.

[94] Ebenda.

[95] Ebenda.

[96] Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

[97] Ebenda.

[98] Ebenda.

[99] Franz Riedner, Interview vom März 1989.

[100] Johann Bauer, Interview vom März 1989.

[101] Franz Oberdorfer, Interview vom März 1989.

Angaben nie politisch tätig, denn er wollte „ein aufrechter Mensch bleiben".[102] Die Arbeiter waren nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft „durchwegs sozialdemokratisch und gewerkschaftlich organisiert". Die Lagerzugehörigkeit zeigt sich auch in der Mitgliedschaft in Vorfeldorganisationen wie Arbeiterturn- und -gesangsverein etc. bis zur heutigen Mitgliedschaft im Pensionistenverband. Man kann davon ausgehen, daß die politische Identität durch Generationen festgeschrieben und individuell nicht problematisiert wurde.[103]

9. Sozialkontakte der Lerchenfelder

Die Sozialkontakte der Lerchenfelder mit den Bewohnern der umliegenden Orte waren anfänglich primär auf betriebliche beschränkt, außerbetriebliche kamen kaum vor. Dies hing zusammen mit gegenseitigen Vorurteilen, kaum vorhandenen öffentlichen Verkehrsmitteln nach Krems, wenig Geld, um sich in umliegenden Gasthöfen bzw. Heurigen etwas leisten zu können, sowie wahrscheinlich auch mit der oben angesprochenen Tendenz, Freizeit mit Gartenarbeit und ähnlichem zu verbringen. Zudem war die Arbeit im Betrieb sehr anstrengend und erforderte deshalb sehr viel Rekreationszeit.

Es kam durchaus auch vor, daß die neuen Siedler als „Gesindel" abqualifiziert wurden, quasi als Ausfluß der Angst vor Unbekanntem. Diese Art der Abfälligkeit haftet Lerchenfeld sogar teilweise jetzt noch an, obwohl heute in der ehemaligen Donau-Ennstaler-Siedlung sehr viele Menschen wohnen, die nicht in der heutigen VOEST-Alpine Krems beschäftigt sind.

Man hatte einfach Vorurteile „gegen die Arbeitsmigranten".[104] Und bekanntlich überdauern Vorurteile ja in einer ziemlich hartnäckigen Latenz. Margaretha Deißenberger führt diese teilweise vorhandene Einschätzung der Lerchenfelder Bevölkerung als zweitklassig auf Faktoren wie Nichtkennen des anderen sowie sprachliche und in der Kleidung zum Ausdruck kommende Unterschiedlichkeiten zurück. Gleichzeitig wird den Steirern aber auch eine gewisse Mitschuld an dieser Geringschätzung zugesprochen, haben sie doch diese Abschottung von der Außenwelt auch bewußt praktiziert, quasi „ein Dorf östlich von Krems"[105] gebildet. Andererseits ergaben sich aber Sozialkontakte mit der ländlichen Bevölkerung dadurch, daß man Arbeitskraft gegen Lebensmittel eintauschte, indem man für Weinhauer oder Bauern Arbeiten gegen Naturalien verrichtete, also „ins Tagwerk" oder „in Stellung" ging. Durch dieses „zur Hand gehen" hat sich das Verhältnis zu den heimischen Hauern und Bauern allmählich normalisiert, wie Sophie Glatz bemerkt.[106]

Steffi Immervoll wiederum ist der Ansicht, daß dieser angesprochene schlechte Ruf auf ein paar Familien zurückzuführen sei.[107] Maria Maier ist völlig unverständlich, warum man die Steirer in der neuen Heimat nicht haben wollte, denn „die einheimische Bevölkerung hat doch von uns profitiert".[108] Womit sie völlig Recht hat, wurden doch die meisten männlichen Arbeitskräfte im umliegenden ländlichen Bereich während des Zweiten Weltkrieges zum Wehrdienst eingezogen, sodaß das weibliche Arbeitskräftepotential aus der

---

[102] Franz Riedner, Interview vom März 1989.
[103] Fritzl, Wohnkultur (wie Anm. 2) S. 293.
[104] Ebenda S. 243.
[105] Margaretha und Franz Deißenberger, Interview vom Februar 1989.
[106] Sophie Glatz, Interview vom Februar 1989.
[107] Steffi Immervoll, Interview vom Februar 1989.
[108] Maria Maier, Interview vom März 1989.

Siedlung hier doch eine ganz erhebliche Arbeitserleichterung darstellte. Außerdem findet sie, „daß die Einheimischen auf die Steirer keine Wut haben müssen, da es ihnen nie richtig gut gegangen ist" und außerdem mußten „[...] die Ortsansässigen die Arbeit in der Hütte erst lernen, und diese wurde ihnen von den Steirern beigebracht".[109] Womit sie wieder Recht hat. Man rekrutierte vornehmlich die benötigten Hilfsarbeiter aus den umliegenden Ortschaften, das Einzugsgebiet hat sich im Laufe der Zeit allerdings wesentlich erweitert.

Wie sah das Verhältnis der Kremser zu den Siedlern aus? Dr. Max Thorwesten stellt fest, daß die Kremser Bevölkerung den Neuankömmlingen gegenüber in keiner Weise feindselig eingestellt, „nicht einmal unangenehm berührt"[110] war. In Krems hätte man außerdem die nötigen Facharbeiter für den Aufbau der Hütte gar nicht gehabt. Man brauchte aber auch Büropersonal, Portiere, die man teilweise aus Krems rekrutierte, und man erkannte durchaus, daß das Werk ein potentieller Arbeitgeber war.[111]

Er führt die anfänglichen Schwierigkeiten bei den Sozialkontakten zwischen den Kremsern und den Zusiedlern auch auf die räumliche Distanz zurück, war doch früher das Gebiet zwischen dem östlichen Ende von Krems (Weinzierl) und dem Beginn von Lerchenfeld unbewohnt und zudem fehlte die notwendige Infrastruktur für ein funktionierendes Gemeinwesen. So fehlten Schulen, Ärzte, Geschäfte, Banken, Gasthäuser, Apotheken, öffentliche Verkehrsmittel etc. Außerdem gab es ab 1939 in Lerchenfeld „sehr viele Provisorien, infolge der Schnelligkeit des Werksaufbaues".[112] Dr. Thorwesten stellt weiters fest: „Lerchenfeld rückte erst nach 1955 näher an Krems heran, in vielerlei Hinsicht, auch baulich."[113] „Man kam einander gegenseitig näher, Krems expandierte nach Osten und Lerchenfeld nach Westen."[114]

Die Gründung von Lerchenfeld war zwar „eine große Sache in der Geschichte der Stadt Krems"[115], allerdings räumt der angesprochene Gesprächspartner — durchaus etwas selbstkritisch — ein: „So richtig bemüht hat sich die Stadt Krems um die Lerchenfelder erst nach 1955."[116] Befürchtungen bestanden auch dahingehend, daß Krems eben „auf eine lange kulturelle Tradition zurückblicken konnte und man diese gefährdet sah, man hatte Angst vor einer kulturellen Verflachung".[117] Zudem „fürchtete man, eine ‚rote' Stadt zu werden, die viel von ihrem kulturellen Charme verliert".[118]

Krems ist ja eine traditionell bürgerliche Stadt, und man sah sich einer völlig neuen Situation gegenüber. Sozialkontakte der Siedler fanden aber doch statt, so waren die Lerchenfelder „quasi dazu gezwungen, den Kontakt mit Krems zu suchen, schon allein wegen der Infrastruktur".[119] Einkaufen gingen die Siedler in ein Geschäft im benachbarten Landersdorf (bis zu dem Zeitpunkt, als in Lerchenfeld das erste Geschäft öffnete). „Man hat im Geschäft kaum über die Siedler gesprochen, obwohl man manchmal über die Steirer

---

109) Friedrich Koller, Interview vom März 1989.

110) Dr. Max Thorwesten, Interview vom März 1989.

111) Ebenda.

112) Ebenda.

113) Ebenda.

114) Ebenda.

115) Ebenda.

116) Ebenda.

117) Ebenda.

118) Ebenda.

119) Ebenda.

etwas gehört hat", wie Friedrich Plaichner, der im benachbarten Landersdorf ein Geschäft hatte, bemerkt.[120] Außerdem war „für uns jeder Kunde gleich",[121] wie derselbe Geschäftsmann ergänzend anführt. Johann Schütz erzählt uns, daß man beim Kaufmann „aufschreiben lassen" konnte, wobei besagtes Büchlein oft sehr dick gewesen sein soll. Der Kaufmann soll aber doch in den meisten Fällen sein Geld bekommen haben.[122]

10. Schichtarbeit und Essensgewohnheiten

Es kann eindeutig festgestellt werden, daß der Gesundheitszustand der Schichtarbeiter im Vergleich zu dem der Tagarbeiter ein schlechterer ist. Bei länger dauernden Nachtschichtperioden kann es zu Störungen der ehelichen Beziehungen kommen. Verstärkt wird diese Problematik vor allem noch dort, wo die entsprechenden Wohnverhältnisse schlecht und beengt sind.[123] Es treten aber auch andere Beeinträchtigungen im sozialen Leben auf, wie mangelnde Zeit für private, sportliche und andere Vergnügen. Selbstverständlich hängt der Grad der Beeinträchtigung von der jeweiligen Art der Schicht ab.

Traditionellerweise kam auf den Küchentisch oft eine große Schüssel Sterz. Dieser wurde üblicherweise bereits am Abend gekocht und mußte so am nächsten Morgen dann

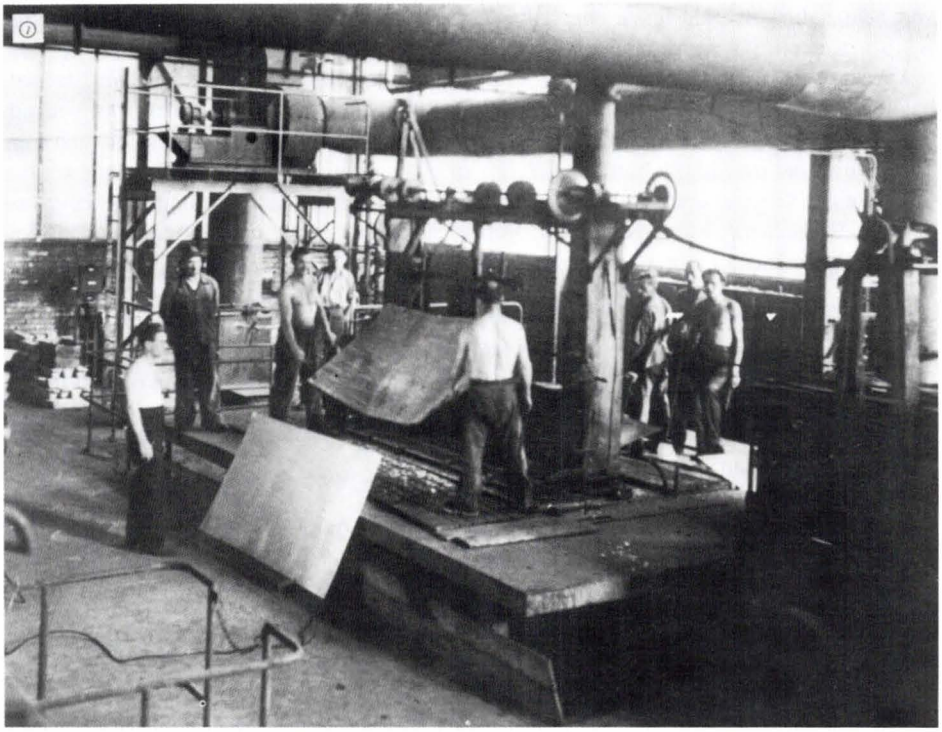
Schmidhütte Krems: Walzwerkshalle Mitte — Blechadjustage

[120] Friedrich Plaichner, Interview vom April 1989.

[121] Ebenda.

[122] Johann Schütz, Interview vom April 1989.

[123] Hans Arnhof, Ernährungsverhalten von Schichtarbeitern (Diss., Wien 1983) S. 27.



Schmidhütte Krems: Walzwerkshalle Nord — eine Tafelblech-Verzinkanlage
(Alle Fotos aus: Berthold, 500 Jahre Chronik und Geschichte eines Unternehmens. Die heutige VOEST-Alpine Krems. Band I, 1984)

nur mehr mit Schmalz zubereitet, genauer gesagt, „abgeschmalzt" werden. Dazu servierte man eine große Tasse Kaffee. So bereitete Maria Jöll „donnerstags und samstags je 23 Stück Knödel und Strudel zu, backte einmal pro Woche Brot, wobei ein Laib immer auf Vorrat gebacken wurde, da sich frisches Brot schneller aufbrauchte als etwas älteres. Samstags aß man meistens einen Semmelstrudel, eine Rindsuppe, Gemüse und ein kleines Stückchen Fleisch."[124] Fleisch stand selten auf dem Speisezettel, da man es sich kaum leisten konnte. Zu Ostern wurde das sogenannte „Weihfleisch" auf die Speisekarte gesetzt, das man gemeinsam mit Weißbrot verzehrte, einem alten steirischen Brauch entsprechend, der auch heute teilweise noch gepflegt wird.

Es war anfangs hier kaum möglich, den für die Polentazubereitung richtigen grobkörnigen, gelben Gries zu bekommen. Man nahm deshalb geriebenen Mais, was dann allerdings der gewohnten Qualität und Güte ganz und gar nicht entsprach, sodaß man abfällig auch von „Saufutter" sprach. Friedrich Plaichner hat aber nach eigenen Angaben den für die Polentazubereitung notwendigen Maisgries in seinem Geschäft eingeführt, obwohl dieser anfangs schwer zu besorgen war.[125] Die Zubereitungsmöglichkeiten für Polenta waren vielfältig, so konnte man diesen mit Grammeln, Butter oder Speck zubereiten. Diese Speise

[124] Maria Jöll, Interview vom Februar 1989.

[125] Friedrich Plaichner, Interview vom April 1989.

war sehr nahrhaft, „hat lange angehalten“[126] und für die harte Schichtarbeit die nötige Kraft verliehen, wie Ferdinand Jöll versichert.

Dazu gab es Malzkaffee und Sterz. Den Kaffee, den man oft sogar selbst geröstet hat, hat man auch als sogenannten „Bleimalkaffee“ (Blümchenkaffee) bezeichnet, was wohl auf die geringe Menge an Koffein zurückgeführt werden kann. Generell kann festgehalten werden, daß es bei den Eßgewohnheiten kaum zu einer gegenseitigen Beeinflussung mit der umliegenden Gegend und deren Bewohnern kam, „wie es halt ist, wenn man Rezepte austauscht“,[127] bemerkt Franz Kappl, ein Bewohner Rohrendorfs, einer angrenzenden kleinen Landgemeinde.

11. Schlußbemerkung

Die Interviews mit den ersten Bewohnern von Lerchenfeld, den Pionieren quasi, haben eine Fülle interessanter alltagsgeschichtlicher Details zutage gefördert. Es konnten in diesem Bericht lediglich ein paar markante Ausschnitte daraus zitiert und angeführt werden, obwohl jedes Interview für sich es wert ist, vollständig abgedruckt zu werden. Ich habe durchwegs gesprächsbereite und nette Interviewpartner vorgefunden, die teilweise sehr tief in ihren persönlichen Erinnerungen geschürft haben.

Ich möchte mich an dieser Stelle nochmals ganz herzlich bei ihnen allen bedanken und ihre Erinnerungen an eine zwar entbehrungsreiche, aber doch sehr gemütliche und gesellige Zeit, in der Nachbarschaftshilfe noch einen hohen Stellenwert hatte, in Form dieses Berichts — und in weiterer Folge in Form einer viel ausführlicheren Dissertation — für die Nachwelt bewahren.

---

[126] Ferdinand Jöll, Interview vom März 1989.

[127] Franz Kappl, Interview vom April 1989.

Friedel Moll

Die Sache mit dem Stanesser Tor in Zwettl

In Aufsätzen, die sich mit der mittelalterlichen Stadt Zwettl, ihrer Befestigungsanlage und den Verkehrswegen befassen, wird immer wieder ein Stanesser Tor als viertes Stadttor genannt, das sich am unteren Ende der heutigen Kuenringer Straße (früher Thurnmühl- oder Thurmmühlgasse) befunden haben soll. Im Dehio für Niederösterreich nördlich der Donau[1] scheint dieses Tor sogar als ein Endpunkt einer zweiten, durch die Stadt von NO nach SW verlaufenden Straßenachse auf, die vom Oberhofer Tor über Klosterstraße, Neuen Markt, Hamerlingstraße, Dreifaltigkeitsplatz und Kuenringerstraße als Verbindung zwischen Stift Zwettl und der Propstei gedient haben soll.

Diese Behauptung, daß quer durch die Stadt Zwettl eine zweite Straßenachse verlief, die die Landstraße kreuzte, kann nicht unwidersprochen bleiben. Außerdem erscheint es mir

---

[1] Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Niederösterreich nördlich der Donau (Wien 1990) S. 1337.

angebracht, die um die Jahrhundertwende entstandene Hypothese, daß sich dieses Stanesser Tor am Ende der heutigen Kuenringerstraße befunden haben soll, einmal in Frage zu stellen.

In allen verfügbaren Quellen[2], die Rückschlüsse auf die Topographie der alten Stadt Zwettl erlauben, werden drei Stadttore genannt, nämlich das Untere, das Obere und das Oberhofer Tor. Ihre Lage entsprach dem Verlauf der Fernstraßen, die durch die Stadt führten. Die Straße von Krems nach Weitra kam über den heutigen Galgenberg in den Talkessel von Zwettl, führte nach der Kampbrücke durch das Untere oder Kremser Tor in die Stadt, wo sie der Landstraße folgte und Zwettl durch das Obere oder Weitraer Tor verließ. Die zweite wichtige Fernverkehrsstraße in Richtung Groß Gerungs und Freistadt zweigte nach der Kampbrücke, noch außerhalb des Unteren Tores, von der Kremser Straße ab und führte tangential an der Stadt vorbei. Sie überquerte die Zwettl etwa im Bereich der heutigen Park- oder Hamböckbrücke und erreichte über die steile Propsteigasse, die in der leichten Senke zwischen Propstei- und Statzenberg emporführt, bei Moidrams die Hochfläche. Über diese Straße konnten auch die Propstei und die Brühlfelder mit Fuhrwerken erreicht werden. Die Gerungser Straße, die heute in weitem Bogen zunächst parallel zum Zwettlfluß verläuft und erst allmählich an Höhe gewinnt, an Moidrams vorbeiführt und durch diesen Verlauf die Steigung mildert, entstand erst 1881. Die Straße von Ottenschlag mündete bereits in der Vorstadt Syrnau in die Kremser Straße.

Eine zweite Straßenachse, die die Stadt etwa im rechten Winkel zur Landstraße querte, existierte vor 1900 sicherlich nicht. Die Straße nach Stift Zwettl bzw. Allentsteig oder Schwarzenau zweigte im Stadtzentrum von der Landstraße in nordöstlicher Richtung ab und verlief über die Hamerlingstraße (früher Juden- oder Hafnergasse) und den Neuen Markt beim Oberhofer Tor hinaus. Nach Südwesten zweigten von der Landstraße in der Stadt Zwettl nur drei schmale Gäßchen ab, nämlich die Schmiedgasse (heute Habsburgergasse), die Badgasse (heute Babenbergergasse) und die Thurnmühlgasse (heute Kuenringerstraße), die alle an der Stadtmauer endeten, wo sich allerdings zumindest im Fall der Schmied- und der Thurnmühlgasse Pforten befanden, sicherlich aber keine Stadttore.

Übrigens wurde die Stadt entsprechend der drei Tore in drei Teile geteilt (Oberes Viertel, Unteres Viertel und Oberhofer Viertel).[3] Diese Einteilung war für die Organisation der Stadtverteidigung und für die Einhebung verschiedener Abgaben (z. B. Wachtgeld) von Bedeutung.

In den Topographien von Frast[4] und Schweickhardt[5], beide erschienen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, findet sich noch kein Hinweis auf ein viertes Stadttor von Zwettl, auch der Name „Stanessertor" taucht in diesen Arbeiten nicht auf.

Als 1893 Karl Uhlirz, der Archivar der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, einen Genesungsurlaub in Zwettl verbrachte, machte ihn der Stiftsarchivar Pater Benedict Hammerl auf das Archiv dieser Stadt aufmerksam, das bis zu diesem Zeitpunkt nur wenig Beachtung gefunden hatte. Uhlirz sichtete und beschrieb die Urkundenbestände. Das Ergebnis dieser Arbeit wurde zwei Jahre später von der Stadtgemeinde Zwettl in Buchform

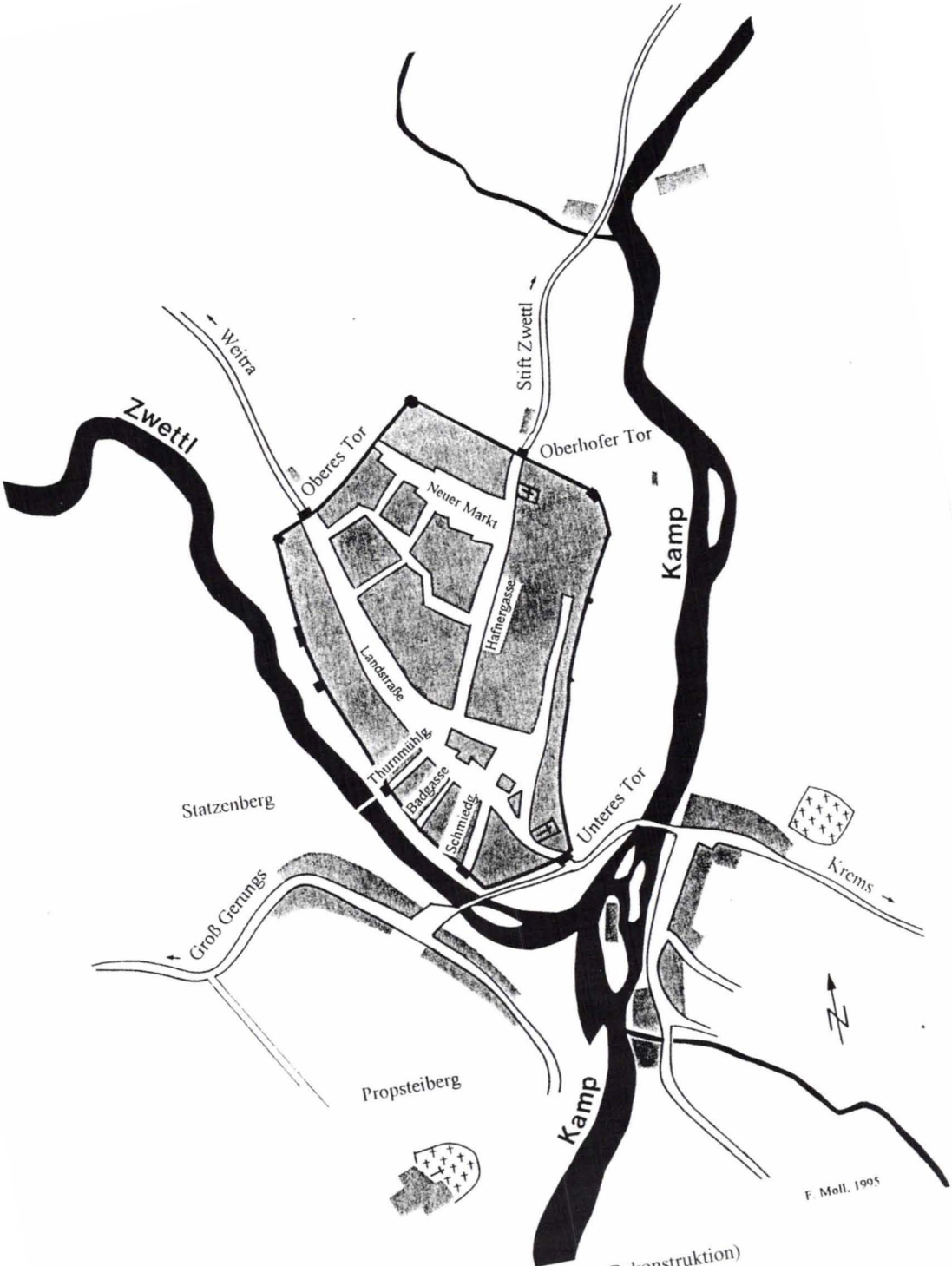
---

[2] Es sind hier vor allem die Ratsprotokolle zu nennen, die für Zwettl seit 1553 (mit einigen Lücken) erhalten sind.

[3] Diese Einteilung läßt sich ab der Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisen. Ältere Quellen fehlen leider.

[4] Johann Frast, Topographie des Erzherzogthums Oesterreich. Das Decanat Groß-Gerungs (Wien 1838) S. 200-211.

[5] Franz Xaver Schweickhardt, Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens. Viertel Ober-Manhardsberg. Band 3 (Wien 1839) S. 143-153.



Zwettl im 17. Jahrhundert (Rekonstruktion)

unter dem Titel „Das Archiv der l. f. Stadt Zwettl" veröffentlicht. Diese erste Publikation über die Urkunden des Zwettler Stadtarchivs stellt auch heute noch eine unverzichtbare Grundlage für Arbeiten zur Stadtgeschichte dar.

Auf den Seiten 10 und 11 erwähnt Uhlirz mehrere Urkunden, die wohl im 1774 erstellten Archivverzeichnis[6] angeführt sind, 1893 aber im Stadtarchiv Zwettl nicht mehr aufgefunden werden konnten. Unter dem Buchstaben „d" nennt er einen Stiftsbrief für das Bürgerspital vom 29. Jänner 1332. Mit ihm wurde dem Spital der jährliche Dienst von der Pest- oder Badstube verliehen, die „beim Stanesser thor zu Zwetl" lag. Es ist dies die erste und einzige Erwähnung dieses Tores. Leider ist besagte Urkunde bis heute nicht aufgetaucht, es existiert meines Wissens auch keine Abschrift davon. Daher können über die Lage des Tores bzw. der Pest- und Badstube nur Vermutungen angestellt werden. Uhlirz enthielt sich übrigens jeder Aussage darüber.

Aber bereits in der Festschrift zur Eröffnung der Eisenbahnlinie nach Zwettl, die ein Jahr später erschien, glaubte P. Benedict Hammerl[7], das Stanesser Tor lokalisieren zu können. Er gab als erster seine Lage am unteren Ende der heutigen Kuenringerstraße an und meinte, daß sich außerhalb dieses Tores die in der Urkunde von 1332 erwähnte Peststube befunden habe. Hammerl führte weiters aus, daß dieses Tor im 15. Jahrhundert vermauert wurde und an seiner Stelle ein fester Mauerturm entstand, in den die Stadt eine Mühle einbaute, die bis 1884 als „Thurnmühle" oder „Thurmmühle" bestand. Leider verzichtete der Autor darauf, Argumente oder Quellen für diese Annahme anzuführen. 1906 vertrat auch Josef Traxler[8] in seinem Buch „Stadt Zwettl und nächste Umgebung" diese Meinung. Er gab dafür leider ebenfalls keine Gründe an.

Da die Festschrift von 1896 und Traxlers Buch von 1906 zu Recht immer wieder als Grundlage für weitere Arbeiten herangezogen wurden und auch heute noch werden, taucht das Stanessertor als viertes Zwettler Stadttor seither in verschiedenen Schriften auf.

Ich glaube aber, daß diese Hypothese, daß sich am unteren Ende der Thurnmühlgasse ein viertes Stadttor befand, durchaus zu bezweifeln ist. Diese Gasse war ebenso schmal, wie die Babenbergergasse großteils heute noch ist und einst auch die Habsburgergasse war. Sie wurde erst 1900 verbreitert, als man das alte Schulhaus beseitigte. Vor allem aber führte hier außerhalb der Stadtmauer keine Straße weiter. Die Fernstraße nach Groß Gerungs verlief (wie bereits erwähnt) etwa 200 m flußabwärts. Unmittelbar außerhalb der Stadtmauer floß die Zwettl vorbei, die erst am Ende des 17. Jahrhunderts an dieser Stelle vom sogenannten Röhrensteg[9] gequert wurde, über den das Wasser von Propstei und Brühl in die Auslaufbrunnen der Stadt floß. Jenseits der Zwettl führte zwar flußaufwärts ein Weg zur 1478[10] erstmals erwähnten Hammerschmiede. Diese war für die Stadt jedoch sicherlich nicht von so großer Bedeutung, daß ihretwegen ein eigenes Stadttor und eine Brücke angelegt worden wären.

Die Peststube, die in der Urkunde von 1332 genannt wird, lag ohne Zweifel außerhalb der Stadtmauer. Ihren Standort aber im Bereich der heutigen Promenade, nahe der Wichtl-

---

[6] Stadtarchiv Zwettl (StAZ), Karton 24.

[7] Benedict Hammerl, Aus Alt-Zwettl. In: Zwettl 1896. Festschrift aus Anlass der Eröffnung der Localbahn Schwarzenau-Zwettl (Zwettl 1896) S. 80 f.

[8] Josef Traxler, Stadt Zwettl und nächste Umgebung (Zwettl 1906) S. 185.

[9] StAZ, Sign. 6/4, fol. 91 vo, 92, 124 vo.

[10] Ewald Biegelbauer, Die Hammerschmiede — der älteste Zwettler Handwerksbetrieb (1478-1978). In: Hans Hakala/Walter Pongratz, Zwettl-NÖ, 1. Band: Die Kuenringerstadt (Zwettl 1980) S. 374.

brücke anzunehmen, erscheint doch eher gewagt. Hier war zwischen der Stadtmauer und dem (unregulierten) Zwettlbach kaum genügend Platz vorhanden, und ein Gebäude in diesem Bereich wäre wahrscheinlich mehrmals im Jahr durch Hochwasser oder Eisstöße gefährdet gewesen.

Es ist naheliegend zu glauben, daß Hammerl und Traxler bei ihren Überlegungen durch die damals gängige Meinung, die Kuenringerburg von Zwettl hätte sich auf dem Statzenberg befunden, beeinflußt wurden. In diesem Fall wäre nämlich die Thurnmühlgasse der kürzeste Verbindungsweg von der Stadt zur Burg gewesen. Eine Ansicht, die Traxler in seinem oben erwähnten Buch[11] ja auch ausdrücklich vertritt. Diese Straße und das dort befindliche Stadttor hätten mit der Zerstörung der Burg durch Herzog Friedrich II. im Jahr 1231 natürlich ihre Funktion verloren, was die Annahme erklären würde, daß das Tor später zugemauert und durch einen Stadtturm ersetzt wurde. Warum dieser Umbau aber erst im 15. Jahrhundert erfolgt sein soll, wie Hammerl angibt, erscheint völlig unklar.

Entsprechend dieser Theorie, daß die Kuenringerburg einst auf dem Statzenberg stand, benannten die Stadtväter von Zwettl übrigens auch 1892 die Thurnmühlgasse in Kuenringerstraße um.

Seit den frühen sechziger Jahren gilt es als erwiesen, daß sich die Burg der Kuenringer nicht auf dem Statzenberg, sondern auf dem Propsteiberg befand. Es wäre somit im 12. oder 13. Jahrhundert unsinnig gewesen, am Ende der heutigen Kuenringerstraße ein Stadttor anzulegen, da die Burg ja durch das Untere Tor und über die Straße nach Groß Gerungs bzw. den Fußweg (heute Kreuzweg) direkt erreicht werden konnte.

Vielleicht war in der Urkunde von 1332 mit dem Stanesser Tor aber ohnehin kein Stadttor im eigentlichen Sinn gemeint, durch das Roß und Wagen ziehen konnten, sondern eher eine Pforte, was ja auch die Autoren des Zwettler Heimatbuches vermuteten.[12] Oder war diese Bezeichnung, die ja wohl auf einen Personennamen zurückgeht, nur ein anderer Name für eines der drei bekannten Stadttore, der nur für kurze Zeit verwendet wurde? Darüber könnte — wenn überhaupt — sicherlich nur die Originalurkunde Aufschluß geben. Jedenfalls sollte man meiner Meinung nach bis zum Vorliegen von fundierten gegenteiligen Beweisen für Zwettl weiterhin nur drei Stadttore annehmen, da keine der derzeit vorliegenden Primärquellen einen Anhaltspunkt für das Vorhandensein eines vierten Stadttores bietet.

---

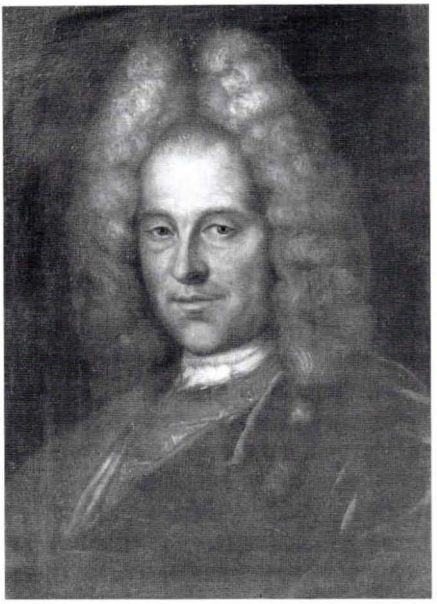
[11] Traxler, Stadt Zwettl (wie Anm. 8).

[12] Hans Hakala/Walter Pongratz, Zwettl-NÖ, 1. Band: Die Kuenringerstadt (Zwettl 1980) S. 46.

Klaus Petermayr

Franz Rincolini, ein wenig beachteter Schüler des kaiserlichen Hofkapellmeisters Johann Joseph Fux

In der Bibliothek des Piaristenkollegs Horn befindet sich ein Exemplar der *Gradus ad Parnassum*, eines Lehrbuches für Komposition und Kontrapunkt, von Johann Joseph Fux.[1] Der aus Hirtenfeld bei Graz stammende Bauernsohn Johann Joseph Fux (um 1660 bis 1741) war der bedeutendste Komponist seiner Zeit. Mit ihm erfuhr die österreichische Barockmusik ihren Höhepunkt und Abschluß. Er begann zuerst ein Jura-Studium in Graz und wechselte dann für kurze Zeit nach Ingolstadt, wo er sein Studium abbrach und das erste Mal als Komponist nachgewiesen werden kann. Ab 1689 liegt Fuxens Leben im dunkeln. Doch 1696 verweisen Heiratsmatriken auf einen Aufenthalt in Wien. Fux war dort Organist im Schottenkloster. 1698 wurde Fux Hofkompositor am Kaiserhof, unter Leopold I. 1713/14 war er Vizehofkapellmeister und 1715 schließlich Hofkapellmeister des Kaisers (jetzt Karl VI.). Dieses Amt bekleidete Fux bis zu seinem Tod am 13. 2. 1741.



Nikolaus Buck: Ölgemälde von Johann Joseph Fux, 1717
(Repro: Sammlungen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien)

Der heute zu Unrecht fast vergessene Fux wurde zu seinen Lebzeiten sehr geschätzt. Sogar Bach verehrte ihn! Ein großer Schülerkreis hatte sich um ihn gebildet, zu dem Persönlichkeiten wie Zelenka, Wagenseil und Gottlieb Muffat gehörten. Sein Lehrbuch *Gradus ad Parnassum* diente sogar noch Haydn und Beethoven zu Studienzwecken.[2]

Neben diesen bekannten Schülern hatte Fux aber auch andere, von denen man heute zum Teil nur noch sehr wenig weiß. Zu diesen zählte Franz Rincolini. Das einzige Dokument, das Rincolini als Fux-Schüler ausweist, ist das oben schon erwähnte Exemplar der *Gradus ad Parnassum* im Horner Piaristenkolleg. Dieser Foliant weist folgende Eintragung Rincolinis auf: *Anno 1725. 10. Aug: Hunc Librum iam Compactum Ego Franc: Rincolini Vic: Egenb: ad ipsomet Virtuosissimo Dno Authore, meo quondam in arte Componendi gratioso Magistro & Instructore Dono accepi.* Daraus ist ersichtlich, daß Rincolini das Buch persönlich vom Meister erhalten hatte.

Eine nähere Beschäftigung mit Rincolini brachte nun etwas Licht in sein Leben und Werk. Ganz unbekannt war er der bisherigen Forschung auch nicht. Otto Biba erwähnt ihn

---

[1] Das Werk hat dort die Signatur C 468.

[2] Ein weiteres Exemplar der *Gradus* befindet sich unter der Signatur GB 6-MC 10 in der Bibliothek des Stiftes Altenburg.

kurz in seinem Buch „Der Piaristenorden in Österreich“[3] und in einem Beitrag für das Hörbarth-Museum in Horn.[4] Biba ist er bereits als Fuxschüler bekannt. Weitere Hinweise findet man im Beiheft zur Ausstellung „400 Jahre Horner Musikleben“.[5] Rincolini ist dort ein kleiner Abschnitt im Beitrag „Musik der Horner Piaristen“ von Alfred Kaiser gewidmet.[6]

Eine persönliche Einsicht in die Piaristenbibliothek Horn, das Diözesanarchiv St. Pölten und einige Quellen in Privatbesitz brachten folgende, kurz zusammengefaßte Erkenntnisse über Rincolini zu Tage: Franz Rincolini wurde 1682 in Prag geboren.[7] Im Jahre 1707 wird er in Eggenburg als Vikar genannt. In diesem Amt blieb er bis 1725. Im selben Jahr wurde er von Propst Albrechtsburg beauftragt, ein *Protocoll oder Gedenkbuch* der Pfarre Eggenburg anzulegen. Dieses Protocoll-Buch enthält Berichte über Bauten, die Gottesdienstordnung, die Ausschmückung der Kirche und anderes mehr. Es wurde über den Zeitraum 1707-1735 geführt.[8]

In Eggenburg leitete Rincolini die Passionsspiele, die er 1709 von den Franziskanern übernommen hatte. Diese Spiele wurden von Paukern und Trompetern musikalisch umrahmt.[9] Aber auch bautechnische Veränderungen an der Eggenburger Stadtpfarrkirche ließ er durchführen. Im Diözesanarchiv St. Pölten befindet sich ein Briefwechsel Rincolinis von 1715 mit Wien, der die Errichtung einer Dreifaltigkeitssäule betrifft.

Wann genau Rincolini Schüler von Fux wurde, ist nicht bekannt. Es muß aber vor 1725 gewesen sein, da in diese Zeit seine Eintragung in das Exemplar der *Gradus ad Parnassum* von Fux fiel. Da Fuxens Gradus im Jahre 1725 gedruckt wurde, ist anzunehmen, daß Rincolini erst nachträglich den Band als Geschenk erhalten hat. Vielleicht war Rincolini schon ab 1712 in Wien, da in diese Zeit die Eintragung einer weiter unten besprochenen Te-Deum-Aufführung fällt, die er in einen als *Miscellanea* betitelten Band schrieb. Es ist leicht möglich, daß er selbst dieser Aufführung beiwohnte. Man könnte auch annehmen, daß Rincolini während seines Aufenthaltes in Wien bei den Piaristen in Maria Treu untergebracht war. Eine Anfrage über Dokumente oder sonstige Hinweise, die diese Vermutung bestätigen könnten, blieb leider unbeantwortet.

Seit 1726 war Rincolini Pfarrer in Kühnring. Er blieb dies bis zu seinem Tod am 30. Juli 1738. Dem Piaristenkolleg in Horn, zu dem Rincolini in enger Beziehung stand, wurden seine Bücher vermacht. Darunter befanden sich an musikalischen Werken die schon erwähnten *Gradus* von Fux, Virdungs *Musica getutscht* sowie Walthers *Musikalisches Lexikon* von 1732. Am 16. April 1739 wurde Rincolinis Bibliothek nach Horn gebracht. Die Piaristen hatten sich als Gegenleistung dazu verpflichten müssen, fünfzig heilige Messen zum Wohle des Verstorbenen zu zelebrieren.[10]

---

[3] Otto Biba, Der Piaristenorden in Österreich (= Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte V, Eisenstadt 1975) S. 52, 139, 168.

[4] In: Höbarthmuseum der Stadt Horn (Horn 1973) S. 132.

[5] Wolfgang Andraschek/Friedl Hradecky/Erich Rabl, (Hg.), Bilderbuch der Musik. 400 Jahre Horner Musikleben. Ausstellung der Stadt Horn im Höbarthmuseum (Horn 1992).

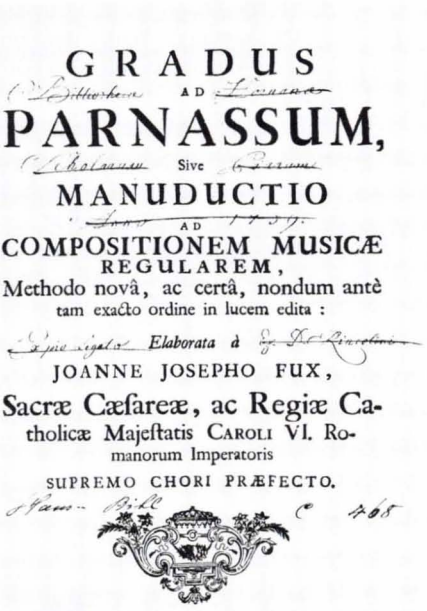
[6] Ebenda S. 36.

[7] Den einzigen Hinweis zur Herkunft Rincolinis aus Prag findet man in einem Werk des Pfarrers Josef Petschan, welches auch die Geschichte Eggenburgs behandelt und sich heute im Besitz der Krahuletzgesellschaft befindet.

[8] Ein Exemplar dieses Werkes befindet sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

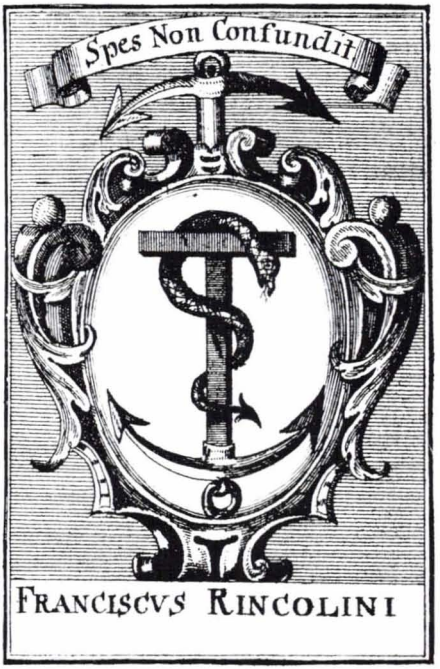
[9] Vgl. Ludwig Brunner, Eggenburg. Geschichte einer niederösterreichischen Stadt, 2. Band (Eggenburg 1939) S. 296-297.

[10] Siehe Biba, Der Piaristenorden (wie Anm. 3) S. 52.



GRADUS
AD
PARNASSUM,
Sive
MANUDUCTIO
AD
COMPOSITIONEM MUSICÆ
REGULAREM,
Methodo novâ, ac certâ, nondum antè
tam exacto ordine in lucem edita :
Elaborata à
JOANNE JOSEPHO FUX,
Sacræ Cæfareæ, ac Regiæ Catholicæ Majeftatis CAROLI VI. Romanorum Imperatoris
SUPREMO CHORI PRÆFECTO.
VIENNÆ AUSTRIÆ,
Typis Joannis Petri Van Ghelen, Sac. Cæf. Regiæque Catholicæ Majeftatis Aulæ-Typographi, 1725.

Buch Nr. C 468 der „Horner Piaristenbibliothek"
(Repro: WHB-Archiv)



Ex Libris-Zeichen von Franz Rincolini in dem Buch „Miscellanea Bellico — Historico — Politico — Poetica", Buch Nr. A 198 der „Horner Piaristenbibliothek".
(Repro: WHB-Archiv)

Rincolini wird auch in einer Liste der Musiklehrer im Horner Piaristenkolleg genannt. Ein genaues Datum seiner Lehrtätigkeit läßt sich allerdings nicht feststellen. Es kann aber angenommen werden, daß diese um das Jahr 1728 stattfand, denn zu dieser Zeit lieferte er die Musik zu dem Schuldrama *Lieb und Treu niemal zwey, allzeit eins zwischen Chilonide und Theopompo.* Zu dieser Aufführung wurden sogar Musiker aus Langenlois herangezogen. Bei diesen handelte es sich um sogenannte *Thurner* (Turmbläser), die wahrscheinlich in diesem Fall Trompeten (und Pauken?) spielten. Das zeugt wiederum von der großen Pracht und vom Glanz einer solchen Aufführung.[11] Vom Verbleib des Werkes fehlt allerdings jede Spur.

Rincolini verfaßte auch einen als *Miscellanea* betitelten Band, in dem er die für ihn wichtigen Ereignisse der großen Politik ebenso wie regionale und musikalische Begebenheiten schilderte.[12] So wurde zum Beispiel ein Druck der Leichenpredigt auf Prinz Eugen beigeheftet. Eine der interessantesten Eintragungen betrifft die Aufführung eines Te Deums 1712 in Wien. Diese fand anläßlich der Krönung Karls VI. in Frankfurt statt. Rincolinis Eintragung stammt vom 12. August 1712. Leider nennt er den Autor des Te Deums nicht. Weiters wird eine umfangreiche musikalisch-theoretische Abhandlung über eine solenne

[11] Belegt in: Stadtarchiv Horn, Piaristenarchiv Horn, Continuatio Annalium Domesticorum, S. 116.

[12] Dieser Band befindet sich im Privatbesitz von Herrn Prof. Dr. Heinrich Reinhart, Eggenburg.

Messe (als *Missa Cordialis* bezeichnet) mit Pauken und Trompeten beschrieben. Ein Autor der Messe wird ebenfalls nicht genannt. Neben solchen Eintragungen findet man unter anderem auch völlig unbekannte Gedichte der Zeit sowie eine Leichenpredigt Rincolinis auf den 1726 verstorbenen Retzer Pfarrer Leopold Landwald.

Was Kompositionen Rincolinis betrifft, ist außer dem oben genannten Schuldrama nichts bekannt. Weder in den Kirchen von Horn und Eggenburg noch im Stift Altenburg und im Diözesanarchiv St. Pölten konnten Werke nachgewiesen werden. Aber aus der Schülerschaft Franz Rincolinis bei Johann Joseph Fux kann geschlossen werden, daß nicht nur in den Hauptstädten des Landes, sondern auch in der Provinz das Musikleben eine große Rolle spielte und die musikalische Ausbildung und Erziehung der Jugend einen wichtigen Punkt einnahm.

Leopoldine Hokr

Johann Michael II. von Grosser und die Maschinenspinnerei in Niederösterreich

Die gesetzlichen Grundlagen im Feudalismus — welche erst durch die Revolution des Jahres 1848 gebrochen wurden — basierten auf einem agrarisch orientierten, statisch ausgerichteten Wirtschaftssystem, da etwa 80 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren.

Die Bewegungskräfte der im 19. Jahrhundert einsetzenden Industrialisierung stießen daher in einen rechtsfreien Raum vor. Diesen ökonomischen Entwicklungsfreiraum hatten bereits die Merkantilisten des 18. Jahrhunderts erkannt und genützt. In der Grundherrschaft sicherte ihnen der Besitz von Grund und Boden unbeschränkte Bau- und Wasserrechte wie auch die Verfügbarkeit über die Arbeitskraft ihrer Untertanen. Weitgehend unabhängig von obrigkeitlichen Einflüssen konnten sie Manufakturen bauen, die Wasserkraft der Flüsse durch Mühlen nutzbar machen, ortsfremde Arbeitskräfte anwerben und für diese Wohnstätten errichten. Staatliche Einflüsse wurden jedoch in der Produktion wirksam, denn diese war gebunden an ein „Privilegium", welches dem heutigen Patentrecht entspricht.

Auch wenn staatliche Förderungen in Form langfristiger Kredite in Anspruch genommen wurden, konnten diese mit Bedingungen verknüpft werden. Wenn es sich um neuartige Produktionsverfahren handelte, wurden oftmals Untertanen aus entlegenen Regionen der Erblande zu den betreffenden Produktionsstätten „abgeschicket". Sie sollten ausgebildet werden und auf diese Weise nach Rückkehr in ihre Heimatorte zur Verbreitung der neuen Arbeitsweisen beitragen.

Von Bedeutung bei der Errichtung neuer Betriebsstätten war auch, daß im vorherrschenden statischen Wirtschaftssystem keine produktionsgebundenen Abgaben zu leisten waren. Die Gewerbesteuer war mit dem zünftischen Meisterbetrieb verknüpft und konnte bei arbeitsteiliger Produktion durch angelernte Arbeitskräfte in den Manufakturen nicht

eingefordert werden. Die öffentlichen Gebühren für Rohmaterial und Fertigwaren wurden im Handel, in Form von Mauten und Zöllen eingehoben.

Ein im Hofkammerarchiv in Wien überlieferter Aktenbestand über eine Innovation auf dem Textilsektor, der Erfindung einer Spinnmaschine, gibt Einblick in ein Netzwerk von Abhängigkeiten rechtlicher, finanzieller und technischer Art, welche in den vorindustriellen Übergangsphasen vom Handwerk zur maschinellen Produktion zu überwinden waren.

Für den Textilstandort (Groß-)Siegharts war das Gemenge von feudalen Rechten, staatlicher Kreditgenehmigung, Erfinderschicksal und Unternehmergeist, gehemmt durch bürokratische Strukturen wie auch am Rande der Legalität agierende Persönlichkeiten, von großer Bedeutung. Es erhellt das Klima, in welchem sich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensweisen durch zunehmenden technischen Fortschritt veränderten.

Andrä Vial, Seidenzeugmacher aus Lyon

Die Ansätze reichen in das Jahr 1765 zurück, als in der berühmten französischen Seidenmacherstadt Lyon der Fabrikant Andrä Vial[1] bankrott machte und sich durch „Entweichen" ins Ausland seinen finanziellen Verpflichtungen zu entziehen suchte.

Er richtete ein Ansuchen an den Wiener Hof um Aufenthaltsgenehmigung und bot an, *„alle Gattungen von geblumt, faconiert oder brochierter Seidenzeuge, mit oder ohne Gold und Silber"* anzufertigen. Da Seidenwaren als Luxus für höhere Stände importiert werden mußten, war man an der Erzeugung im Inland interessiert. Vial wurde daher 1767 mit großen Begünstigungen „hierher übersetzt" und mit seiner Familie — der Ehefrau, drei Kindern und Dienstboten — in Niederösterreich, in der Nähe der Residenzstadt Wien, angesiedelt. Vom Ärar wurden ihm 17 Seidenwebstühle zur Verfügung gestellt und ein unverzinslicher Kredit von 15000 Gulden, rückzahlbar erst nach Ablauf von zehn Jahren, zur Errichtung einer Seidenfabrik von der Hofkommerzienkasse genehmigt. An den Kredit war die Bedingung geknüpft, „geschickte Gesellen aus Görz und Prag anhero zu schicken und dem Vial in Unterricht zu geben".[2]

Das Unternehmen florierte, und Vial betrieb über eine Verlagsorganisation 50 bis 60 Webstühle. Die Ware wurde nach Ungarn und Siebenbürgen an Handelsleute exportiert. Als die Produktion auf 100 Stühle erhöht werden konnte, wurde ein aus Frankreich stammender Werkmeister namens Charton[3] eingestellt.

Johann Charton, Seidenfabrikant

Im Jahre 1771 verstarb Andrä Vial, und der Commercien-Conseß erwirkte im „Abhandlungsgeschäft" der Verlassenschaft die Sicherstellung der Ärarial-Schuld von 15000 Gulden. Die Eintreibung dieser Kredit-Rückzahlung hat die Finanz- und Justizstellen am Wiener Hofe und in der Niederösterreichischen Regierung mit großem bürokratischen Aufwand, jedoch wenig Erfolg, viele Jahre lang beschäftigt.

Diese langfristigen Maßnahmen haben in Groß-Siegharts den Ausbau einer maschinellen Baumwoll-Spinnfabrik durch einen tat- und finanzkräftigen, den westlichen Aufklä-

---

[1] Hofkammerarchiv Wien (HKA), Niederösterreichischer Commerz, Verschiedene Seidenfabriken, Fasc. 77/4 (189), fol. 745 f.

[2] Ebd. fol. 768.

[3] Ebd. fol. 832.

rungsphilosophien zugewandten Grundherrn, Johann Michael II., Edlen von Grosser, verhindert; wie noch auszuführen sein wird. Der bisherige Werkmeister Charton erhielt im Jahre 1772 die Befugnis, die Vial'sche Seidenfabrik weiterzuführen[4], jedoch wurde ihm die Gesamtschuld von 15000 Gulden angelastet, obwohl dieses Darlehen nicht an ihn, sondern bereits seinem Vorgänger Vial ausbezahlt worden war.

Als Rückzahlungsmodus wurde folgende Vereinbarung getroffen: zehn Jahre Stundung des Kapitals, ab 1782 4 % Zinsen und jährlich eine Rate in Höhe von 3000 Gulden abzustatten.[5]

Die Geschäfte des befugten *„hiesigen Reichen Zeug Fabrikanten Charton"* gestalteten sich erfolgreich. Er konnte Muster aus Paris zollfrei einführen und erhielt 1782 von der Niederösterreichischen Zoll-Gefälls-Administration „[...] *die Versicherung* [...], *daß die reichen Zeuge, die er hier fabriciert und in das Turcium versendet, der Maut-Abgabe nicht unterliegen sollen* [...] *"*.[6] Gleichzeitig wurde jedoch abgelehnt „[...] *eine Parthie Baumwolle und rothes Garn mautfrey einzuführen"*.

Offenbar hatte Charton erkannt, daß die Textilerzeugung in Richtung billiger Massenware aus Baumwolle tendierte, und er beabsichtigte, seine Produktion auf diesen Sektor auszuweiten. Damit bewies er zwar unternehmerischen Weitblick, war aber mit seinen Investitionen an einen Vertragspartner, den ebenfalls aus Frankreich stammenden Erfinder Le Brun geraten, welcher ihn bald durch unrechtmäßige finanzielle Manipulationen „an den Bettelstab" brachte.

Johann Baptist Le Brun, Erfinder von Textilmaschinen

Bereits im Jahre 1766 hatte Graf Khevenhüller, Minister am k. k. Hofe in Turin, zwei französische „Künstler" namens Le Brun und Bonafon als Erfinder von Textilmaschinen „zur Verbesserung der Seide und anderer Zeuge" an Rudolf Graf Chotek in der Wiener Hofkammer empfohlen.[7] Mit Genehmigung und Förderung Maria Theresias sollten sie einreisen, ihre Geldforderungen waren jedoch zu hoch und wurden daher abgelehnt. Dennoch kamen beide an, allerdings auf eigene Kosten.

Während es von Bonafon nach dem Grenzübertritt im vorliegenden Zusammenhang keine weiteren Nachrichten mehr gibt, fand der mittellose Le Brun in dem Fabrikanten Charton einen innovativen Geldgeber, der es ihm ermöglichte, seine Erfindung, Baumwollstreich- und Spinnmaschinen (auch Klappmaschinen genannt), ausführen zu können. Offenbar beabsichtigte Charton in die Baumwollproduktion zu expandieren, da er in der Türkei seine luxuriöse Seidenware günstig gegen Rohbaumwolle vermarkten konnte.

Die neuartigen Maschinen wurden in Purkersdorf, im Hause des Grafen Lorenz Rubini von Walterstein (auch Poltenstein), hergestellt. Über die finanziellen Abmachungen berichtete nachfolgend am 6. April 1796 die Staatshauptbuchhaltung an die Niederösterreichische Regierung: „[...] *nun hatte sich Charton dem Maschinisten Le Brun beigesellt, und diesem zur Herstellung zweyer neu erfundenen künstlichen Baumwollstreich- und Spinnmaschinen einen Vorschuß von 5000 Gulden geleistet, wonach zufolge eines geschlossenen Vertrages*

[4] Ebd. fol. 966.

[5] Ebd. fol. 971.

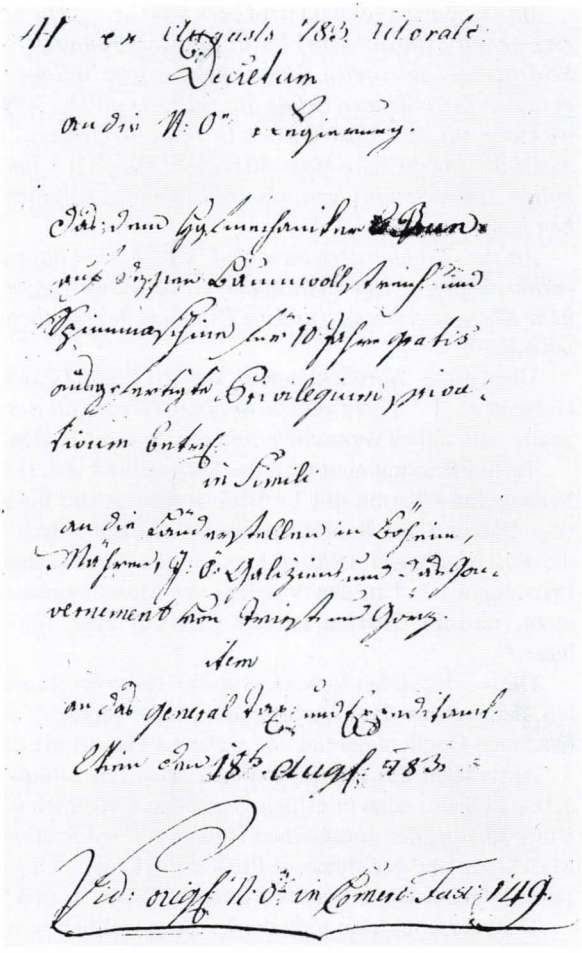
[6] Ebd. fol. 1022.

[7] HKA, N.Ö. Commerz, Maschinisten und Herstellung verschiedener Kommercialmaschinen, Fasc. 149 (305), fol. 133-142.

Le Brun sich verbindlich machte, dem Charton sowohl den Vorschuß von 5000 Gulden als auch für verfallene Interessen [= Zinsen] *und Schäden 1500 Gulden, zusammen 6500 Gulden zu zahlen, nebstbei auch von dem Genusse, welchen er während der Zeit des erhaltenen Privilegiums gewinnen würde, 6 % zu überlassen.*"[8]

Für diese 6500 Gulden leistete Graf Rubini Bürgschaft mit einem „Satz auf das Haus"[9] in Purkersdorf.

Im Jahre 1783 hatte Le Brun auf seine Maschinen ein Privilegium[10] (Patentschutz) für zehn Jahre in den böhmischen und österreichischen Erblanden erhalten, „[...] *jedoch mit der ausdrücklichen Bedingnuß, daß, sollte Le Brun binnen einem Jahr und Tag ... von den angezeigten Maschinen keinen Gebrauch machen, er dadurch ipso facto des Privilegii entfallen seyn sollte*".[11]



Privilegium des Hofmechanikers Le Brun für dessen Streich- und Spinnmaschine, 18. 8. 1783.

Die Maschinen wurden in Betrieb genommen, dennoch leistete Le Brun nicht die vereinbarten Zahlungen an seinen Vertragspartner Charton. Somit war der Seidenfabrikant nicht in der Lage, die Rückzahlungen seiner fällig gewordenen Staatsschuld von 15 000 Gulden zu begleichen. Nach zwei unbezahlten Raten wurde über ihn die gerichtliche Pfändung verhängt. Die 17 ärarischen Webstühle, welche 1767 dem Vorgänger Vial zur Verfügung gestellt worden waren, wurden ihm abgenommen und um 200 Gulden an die Seidenfabrik Andrä Söhne und Bräunlich in Wiener Neustadt verkauft. Nach dem Verlust seiner Fabrik verfiel Charton in tiefe Armut.[12]

---

8) Wie Anm. 1, fol. 1108.

9) Ebd. fol. 1077.

10) HKA, Litorale Commerz, Verschiedene Gewerbs- und andere Konzessionen, Freiheiten und Privilegien, Kommercial und andere Professionisten in Specie, Fasc. 107 (619) fol. 79.

11) Wie Anm. 1, fol. 632.

12) Ebd. fol. 1144.

Im Pfändungsprotokoll wird berichtet: „[...] *Die Schuldforderung an den Charton rühret eigentlich von der dem Vial als Errichtern einer der ersten Fabriken auf leicht brochierte Seidenzeuge geleisteten Unterstützung her, welche Charton übernommen und durch geraume Zeit mit guten Erfolg fortgesetzet hat. Der Verfall des letzteren soll von seiner Verwicklung mit dem Maschinisten Le Brun herkommen, welchem Charton, um seine Spinnmaschine, auf die Eure Majestät* [Kaiser Joseph II.] *ihm ein privilegium privativum ertheilet haben, zustandezubringen, über 6000 Gulden vorgeschossen zu haben, anderswo vorgegeben hat.*

An den Zahlungsterminen sind, da Charton dagegen selbst nichts einwendet, zween, mithin ein Betrag von 4500 Gulden verfallen, weswegen die Kammerprokuratur die gerichtliche Klage angestrenget und die Pfändung des sämtlichen Chartonischen Vermögens erhalten hat."[13]

Über diese „Verwicklungen" schrieb Franz Graf von Saurau im Jahre 1796 in einem Gutachten: „[...] *geht man in die ältere Geschichte des Le Brun zurück, so hat man Gründe genug, den dabey vermutlich hintergangenen Charton zu bedauern* [...]."[14]

Trotz Pfändung hielt man die Staatsschuld von 15000 Gulden weiterhin aufrecht, der Vertrag von Charton mit Le Brun wurde an die Finanzbehörde übertragen. Diese trieb vom Bürgen Graf Rubini ratenweise die Bürgschaft von 6500 Gulden ein und knüpfte die Restschuld von 8500 Gulden an den zu erwartenden Gewinn aus der Nutzung des Privilegiums.[15] Um den Verbleib des Maschinenbestandes kümmerte sich die Behörde nicht, obwohl Charton bereits 1784 auf eine *„heimliche Veräußerung"* hingewiesen hatte.[16]

Diese *„mit vielen Nebenumständen verwebte Angelegenheit"*[17] ist schwierig aufzuhellen, dennoch wird mit vorliegender Studie versucht, an Hand einer Analyse aus dem vorhandenen Quellenmaterial den weiteren Verlauf dieser Erfindung zu verfolgen.

Aktivitäten des Grafen Rubini lassen den Schluß zu, daß er die Maschinen an sich gebracht hatte, denn er erhielt gegen den Einspruch der österreichischen Hofkanzlei, mit Unterstützung der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei, ein Privilegium auf derartige Maschinen und errichtete in Preßburg (ehemals Ungarn) eine Baumwollspinnfabrik. Im Jahre 1790 betrieb er bereits 5 Baumwollstreich- und 52 Spinnmaschinen.[18]

Dem verschuldeten Erfinder Le Brun verblieb sein Privilegium zur Verwertung in den böhmischen und österreichischen Erblanden. Er hatte jedoch zwei Auflagen zu erfüllen: um das Patentrecht nicht verfallen zu lassen, mußte er neue Spinnmaschinen anfertigen und in Betrieb setzen, und aus dem Vertrag mit Charton, welcher die Konstruktion der ersten Maschinen durch Geldmittel und Ankauf von Rohbaumwolle ermöglicht hatte, mit der Zielsetzung, die maschinelle Baumwollspinnerei in seinen Betrieb zu integrieren, leitete der Fiskus die Verpflichtung ab, aus dem Nutzungsertrag jährlich einen 6%igen Gewinnanteil einzuheben, bis die Restschuld von 8500 Gulden getilgt sein würde.

---

[13] Ebd. fol. 1047.

[14] Ebd. fol. 1120.

[15] Ebd. fol. 1130-1133.

[16] Ebd. fol. 1041.

[17] HKA, N.Ö. Commerz, Maschinisten und Herstellung verschiedener Kommercialmaschinen, Fasc. 149 (306) fol. 311.

[18] Viktor Hofmann, Die Anfänge der österreichischen Baumwollwarenindustrie in den österreichischen Alpenländern im 18. Jahrhundert (Wien 1926) S. 441.

Johann Michael II. Edler von Grosser

In dieser Phase, 1784, trat Le Brun in Verbindung mit einem neuen Investor; er schloß einen Vertrag mit Johann Michael II. von Grosser, einem an Naturwissenschaften interessierten, merkantilistisch gesinnten k. k. Großhändler, dem späteren Grundherrn der Herrschaft Groß-Siegharts.

Die Familie der Edlen von Grosser war in der Residenzstadt Wien ansässig und besaß im — heute noch bestehenden — eigenen Hause am Kohlmarkt eine Bank mit Großhandelsgenehmigung[19] und Geschäftsverbindungen in die österreichischen Niederlande und nach London. Der Vater, Johann Michael I., war Hofjuwelier Maria Theresias gewesen. Als er im März 1784 in Wien verstarb, hinterließ er seinen Söhnen ein großes Vermögen.

Nachdem Johann Michael II. bereits im Jahre 1784 das Gut Aumühl an der Perschling angekauft hatte, erwarb er am 17. März 1785 die Herrschaft Groß-Siegharts mit den Gütern Kirchberg an der Wild und Blumau.[20] Es ist anzunehmen, daß die Zielsetzung, hier eine maschinelle Baumwoll-Spinnfabrik einzurichten, den Ankauf von Groß-Siegharts bestimmt hat.

Wappen der Edlen von Grosser

SIEGEL DER SEHR EHRW: S: IOH: LOGE
ZVR WAHREN EINTRACHT
IM ORIENT VON WIEN.

Freimaurersiegel

Wirtschaftsstrategische Kriterien sprachen für die Wahl der Grundherrschaft. Der Markt Groß-Siegharts war der geeignete Standort für lohnende Investitionen im Bereich der Textilproduktion. Hier war eine gewerbliche Infrastruktur ohne Zunftzwänge mit überregionalen Handelswegen — Wien, Linz, Prag und Brünn — vorgegeben. Die Basis hatte in den Jahren um 1720 bis 1730 der Grundherr Graf Ferdinand von Mallenthein geschaffen, als er die strukturellen Änderungen aus der Agrarwirtschaft mit textiler Selbstversorgung in die merkantilistische, arbeitsteilige Produktionsweise einleitete. Vergesellschaftet mit der „K. k. privilegierten Orientalischen Compagnie" hatte er neben der bestehenden Schafwoll- und Flachsverarbeitung ein Manufakturamt für Baumwoll-Spinnerei und Webe-

[19] HKA, Hofschematismus, B 14 (1779) S. 186 und B 14 (1784) S. 157.

[20] Rudolf Schierer, Groß-Sieghartser Pfarrgeschichte, Band III (Groß-Siegharts o. J.) S. 23.

rei eingerichtet. Im „Neugebäu" wurden 160 Kleinhäuser für Arbeitskräfte erbaut.[21] Fachleute, zumeist aus Schwaben, einer Region, in welcher sich bereits seit dem Spätmittelalter eine Gewerbelandschaft für Barchent ausgebildet hatte, wurden angesiedelt.[22] Im Jahre 1727 wurde der Ort zum Markt erhoben und mit drei Jahrmärkten ausgestattet. Das Unternehmen des Grafen Mallenthein florierte bis zum Jahre 1731. Als die Orientalische Handelskompagnie in finanzielle Schwierigkeiten geriet, verlor er seine Handelspartner, mußte Konkurs anmelden, und sein Besitz wurde verkauft. In Groß-Siegharts kam es vorübergehend zu einem wirtschaftlichen Niedergang, der eine Produktionsumstellung erforderte. Die günstigen Standortbedingungen und die Infrastruktur blieben jedoch erhalten, da auch nachfolgende Herrschaftseigentümer merkantilistisch orientiert waren.

Die Weber wandten sich verstärkt der Banderzeugung zu, welche hier immer ihre häusliche Tradition gehabt hatte. Das „Bandmachen" war frei von handwerklichem Zunftzwang, und der Vertrieb der Bänder über ansässige Verleger war im Zuge der maria-theresianisch-josefinischen Reformen liberalisiert worden, sodaß dieser Textilzweig einen großen Aufschwung nehmen konnte.

Die Kontinuität blieb auch in der Breitweberei gewahrt. Für die Kotton- und Barchentfabrik in Sassin — damals in Ungarn, heute in der Slowakei gelegen — war eine ansässige Faktorei tätig, für welche Baumwollgarn gesponnen wurde. Man hatte offensichtlich auf die ehemalige Verlagsorganisation des Grafen Mallenthein zurückgreifen können. Im Jahre 1785, zum Zeitpunkt des Ankaufes durch Herrn von Grosser, war die ökonomische Lage der Grundherrschaft gefestigt, und die Perspektiven für Wirtschaftswachstum in der Baumwollspinnerei, und damit des Einsatzes von Spinnmaschinen, galten als gesichert.

Die Herrschaft der Brüder von Grosser — Johann Michael II. von 1785 bis 1793, Leopold von 1793 bis 1808 — war auch im kulturellen Bereich von bleibender Bedeutung. Als Patronatsherren leiteten sie eine neue Bauperiode der Pfarrkirche Groß-Siegharts ein und errichteten im Inneren ihrem im Jahre 1784 verstorbenen Vater ein Denkmal.[23] Dieses stellt in einer Figurengruppe vor einer Grabpyramide den Abschied der Familie von ihrem sterbenden Vater dar. Das Monument ist mit einer Reihe von figürlichen, mystischen Symbolen geziert; das Wappenbild mit Obelisk (= Pyramide) und Schlange ist von starker, jedoch verschlüsselter Aussagekraft. Ein steinerner Obelisk als Wahrzeichen der Familie von Grosser war im Schloßhof aufgestellt worden und befindet sich jetzt im benachbarten Schloß Weinern. Obelisk und Kreisform der Schlange[24] sind Symbole der Freimaurer und ermöglichen eine Deutung der Zugehörigkeit zu dieser Geheimgesellschaft. Der Freimaurerbund — 1717 in London begründet und durch Herzog Franz Stephan von Lothringen an

---

[21] Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Sign. Hofkanzlei November 1727, K 1020 IV N.Ö. Groß-Siegharts. Ansuchen des Grafen Mallenthein an Kaiser Carl VI. um Marktfreyheiten.

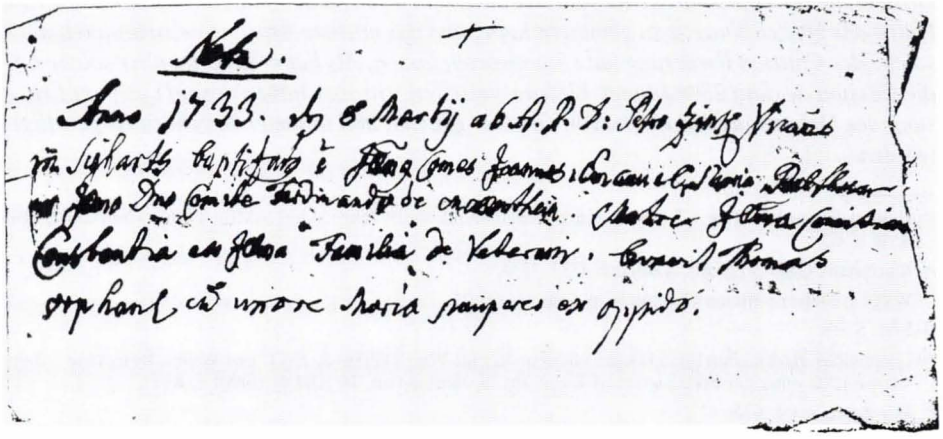
[22] Wolfgang von Stromer, Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters 17, Stuttgart 1978) S. 9.

[23] Alois Plesser, Die Pfarrkirche in Groß-Siegharts. In: Monatsblatt des Alterthums-Vereines zu Wien, 5 (1896) S. 61-65.

[24] Die Freimaurer in Österreich. Zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. (Museum Schloß Rosenau bei Zwettl, o. J.) und Edith und Wilhelm Wagesreither, Kleine Chronik von Schloß Rosenau (Schloß Rosenau 1976). Bei der Restaurierung des Schlosses Rosenau (1971-1975) wurden die ehemalige Freimaurerloge sowie eine Vielzahl von Symbolen freigelegt und entschlüsselt. Manche dieser Sinnbilder, z. B. Obelisk, Schlange, Eule, abgebrochene Säule, dreiseitige Pyramide und bronzenes Gras, finden sich figürlich gestaltet am Grosserdenkmal in Groß-Siegharts. Die Zugehörigkeit zum Freimaurerbund wurde in Groß-Siegharts in das 19. Jahrhundert tradiert. Der Textilfabrikant Cuno Wolff, Mitglied der Loge „Zukunft" in Preßburg, ließ an seiner in Siegharts um 1890 erbauten Villa ein Freimaurer-Emblem mit Zirkel und Winkelmaß anbringen.

Grosser-Denkmal
in der Pfarrkirche
Groß-Siegharts

Taufbucheintragung
von Mallentheins Sohn
Johann Emanuel
Maria Balthasar
am 8. März 1733.



den Wiener Hof gebracht — war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark verbreitet und verstand sich als Träger der Aufklärung.[25]

Frühe Hinweise auf die Ethik der Aufklärung, Humanität und Toleranz, finden sich in Groß-Siegharts bereits bei Graf Ferdinand von Mallenthein. Hierarchische Strukturen wurden durchbrochen, als bei der Taufe seiner Kinder zwei Gemeindearme, das Ehepaar Ohrfandl, „pauperes ex oppido"[26], zum Patenamt gebeten wurden.

Die gleichen Rituale sind auch in der Herrschaft Rosenau bei Zwettl nachweisbar. Graf Leopold von Schallenberg, welcher bei der Barockisierung seines Schlosses eine Freimaurerloge hatte einbauen lassen[27], wählte als Taufpaten seiner Kinder „beyde arme Leydt".[28]

Die beiden merkantilistisch orientierten Grundherrschaften Rosenau und Siegharts waren bereits unter dem Vorgänger von Johann Michael II. von Grosser wirtschaftlich verbunden. In Rosenau war eine Bandmanufaktur eingerichtet worden, nachdem 1760 die beiden Webermeister Johann Peter Währer und Martin Paur ein Privilegium zum Einsatz von Bandmühlen[29] erhalten hatten. Im Jahre 1774 wurde J. P. Währers Schwiegersohn, der Webermeister Franz Achtsnit, in Groß-Siegharts in dieses Privileg integriert. Dieser Technologieschub brachte eine bedeutende Produktionserhöhung, leitete die industriellen Entwicklungsprozesse ein und festigte den Standort als Zentrum der Banderzeugung bis in die Hochindustrie.

Damit waren beim Antritt der Herrschaft von Grosser die vorherrschenden Strömungen sowohl technisch-ökonomisch als auch geistig-kulturell auf der Höhe der Zeit. Jedoch fanden die allgemeinen Bewegungskräfte von Wirtschaft und Gesellschaft kein zeitgleiches Entwicklungstempo in Staat und Politik. Der Gegensatz des innovatorischen Wirtschaftsklimas und der Statik der behördlichen Administration kann auch in der Gewerbesiedlung Groß-Siegharts am weiteren Geschick der Erfindung einer Spinnmaschine aufgezeigt werden.

Herr von Grosser stellte dem Maschinisten Le Brun bedeutende Geldmittel zur Herstellung neuer Spinnmaschinen für den Einsatz in Groß-Siegharts zur Verfügung. Deren Anzahl und genauer Standort ist nicht bestimmbar, vermutlich waren sie in einem abgelegenen Trakt des Sieghartser Schlosses betrieben worden.

Über den Gesellschaftsvertrag zwischen Herrn von Grosser und Le Brun berichtete die Hofkammerprokuratur: „[...] *Und solle nachhero zwischen Le Brun und dem Herrn von Grosser der Sozietätkontrakt dergestalten zu Standen gekommen sein, daß ihme Le Brun die Hälfte des ganzen Nutzens zu gebühren habe, und das höchste Ärarium nebst anderen auch solche des Charton Forderung hat einantworten lassen. Als hat er Le Brun über solche 6 % die Cession de dato 23ten Jänner 1786 ausgestellet, wir aber haben darauf* [...] *um Erlassung des Dekrets an den Herrn von Grosser gebeten und in unser Begehren ist gewilliget worden* [...]."[30]

---

[25] Helmut Reinalter (Hg.), Freimaurer und Geheimbünde im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa (Innsbruck 1984) S. 16 u. 62.

[26] Pfarrarchiv Groß-Siegharts, Taufbuch 1733, 1734.

[27] Wagesreither, Kleine Chronik (wie Anm. 24) S. 21.

[28] Ebd. S. 38.

[29] Leopoldine Hokr, Bandel in Handel und Wandel. In: Wv 38 (1989) S. 134 f. und Walter Pongratz, Industrieprojekte unter der Stiftsherrschaft Zwettl im 18. Jahrhundert. In: UH 61 (1990) S. 85 f.

[30] Wie Anm. 7, fol. 635.

Diese Geschäftsverbindung mit dem wohlhabenden Grundherrn von Groß-Siegharts schien der Niederösterreichischen Regierung eine Gewähr zu sein für eine ertragreiche Produktion von Baumwollgarn, da sie eine Verlängerung des Privilegiums begünstigte: Niederösterreichischer Regierungsbericht 20. August 1786 über die gebetene Verlängerung des dem Le Brun ertheilten Privilegiums: *„Seine Majästet* [Kaiser Joseph II.] *haben auf den Fall, da dessen Kontrakt mit dem Großhändler von Grosser die standhafte Verbindlichkeit erhielte, die Verlängerung seines Privilegiums nach Verlauf der 10 Jahre noch auf weitere 6 Jahre gegen gewisse Verbindlichkeiten zu bewilligen geruhet."*[31]

Jedoch war der verschuldete Erfinder kein verläßlicher Vertragspartner, und da er vom Nutzungsertrag des Maschineneinsatzes seinen abgabepflichtigen 6%igen Gewinnanteil nicht an das Ärarium übertrug, brachte er Herrn von Grosser in folgenreiche Schwierigkeiten. Die k. k. Hof- und Niederösterreichische Kammerprokuratur erließ am 8. Februar 1788 eine *„Anzeige wider Johann Michael Edlen von Grosser, dann Herrn Johann Baptist Le Brun. Beede Theile, wie auch der invermelte Charton sollen dieser Sache wegen auf den 27ten diß Frühe um 9 Uhr vor dem k. k. n.ö. Landrecht erscheinen."*[32]

Der Erfinder gab der sorgfältig vorbereiteten Untersuchung eine unerwartete Wendung, indem er sich seiner Verantwortung durch Flucht entzog. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Die schwerwiegenden Folgen der Verschuldung Le Bruns hatte sein Geschäftspartner von Grosser zu tragen, *„[...] da Le Brun und Herr von Grosser im Jahre 1786 in den deutschen Erblanden ein solches Ausschlußrecht* [= Patent] *für sich hatten [...] nunmehr aber mit gleich wirkenden Maschinen zwey Miteiferer, Baron Vay von Vaya und Fürst Auersperg, aufgetreten sind."*[33]

Es wurde daher ein weiteres Privilegium auf gleichartige Maschinen ausgestellt. Am 18. Juni 1789 erging ein *„Circulare an gesamte Länderstellen. Denenselben wird eine Abschrift des von seiner Majestät dem Baron Vay von Vaya verliehenen Privilegii auf seine Baumwoll-, Streich- und Spinnmaschine zugefertiget."*[34]

Dieser Vorgang läßt den Schluß zu, daß Le Brun bei Geldmangel sein Konstruktionsgeheimnis oder einzelne Modelle, welche er auf Kosten seines Partners, Herrn von Grosser, herstellte, heimlich veräußerte. Vorgänge, wie sie Charton bereits im Jahre 1784 beobachtet und berichtet hatte.

Die rechtlichen und finanziellen Unklarheiten hatten zur Folge, daß der Grundherr in Groß-Siegharts die Arbeiten mit den Spinnmaschinen einstellte, wie die Niederösterreichische Regierung bekanntgab: *„[...] mit Unterstützung des von Grosser, oder vielmehr auf dessen Kosten sind zwar einige Streich- und Spinnmaschinen hergestellt und zum Spinnen der Anfang gemacht worden, gar bald aber ward, bei wahrgenohmenen Verluste, dem Geschäfte wieder ein End gemacht: der mit Schulden schon vorläufig bedeckte Le Brun, um dem von Grosser und seinen übrigen Gläubigern zu entkommen, entfloh von hier, und dieser stellte alle Arbeit ein, dann sind bereits zwei Jahre verstrichen, daß der von Grosser dieß Unternehmen erliegen läßt."*[35]

---

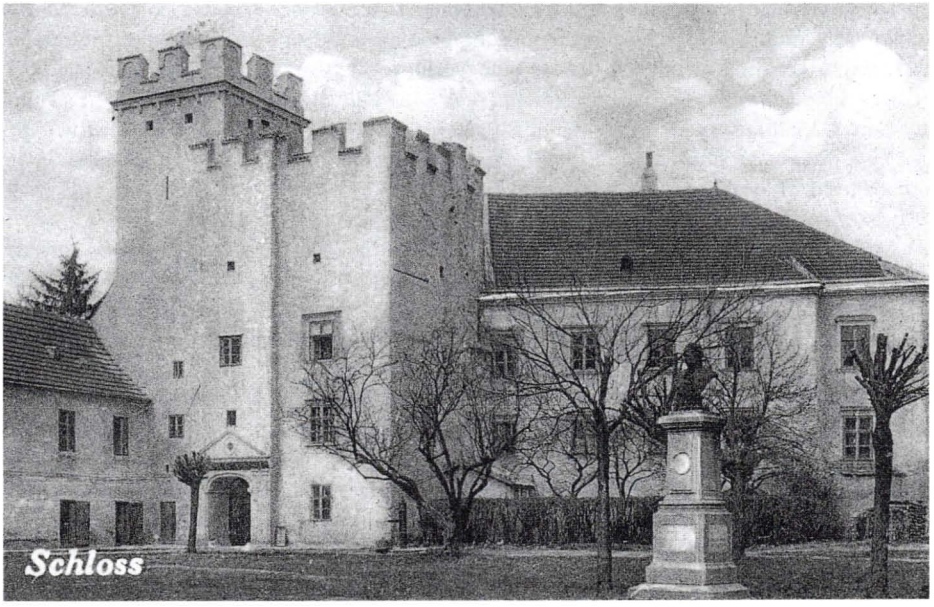
[31] HKA, N.Ö. Commerz, Spinnerei und deren Emporbringung, Fasc. 85 (207), fol. 367.

[32] Wie Anm. 30.

[33] Ebd., fol. 644.

[34] Wie Anm. 10, fol. 304; gedruckt bei Gustav Otruba, Österreichische Fabriksprivilegien vom 16. bis ins 18. Jahrhundert (Wien 1981) S. 388.

[35] Wie Anm. 7, fol. 643 ff.



Schloß Groß-Siegharts

Herr von Grosser wurde einige Male vergeblich aufgefordert, die Spinnmaschinen wieder in Betrieb zu setzen, da sonst das nunmehr an ihn gefallene Patentrecht verfallen würde. Dem Vorschlag des Fabrikeninspektors, das Privilegium einzuziehen und die Maschinenspinnerei freizugeben, wie ja Maria Theresia bereits im Jahre 1763 die Handspinnerei freigegeben hatte, konnte das Ärarium nicht stattgeben. An den Nutzungsertrag des Patents, und damit an dessen Inhaber, war die alte Schuldenforderung von 8500 Gulden geheftet, auf welche zu verzichten der Fiskus nicht bereit war. Rückblickend erscheint die Beharrlichkeit, mit welcher die Finanzbehörde ein Darlehen aus dem Jahre 1767 nach dem Tode des Empfängers Andrä Vial, nach der Pfändung von Johann Charton und der Flucht von Le Brun jahrelang unbeirrt einzutreiben suchte, als bürokratische Formalität, welche die ökonomische Nutzung der maschinellen Baumwollspinnerei in Frage stellte. In einem langwierigen und aufwendigen Verfahren wurden alle Urteile und Entscheidungen ausschließlich im Hinblick auf die Schuldentilgung erlassen. Ein Interesse, die Produktion durch erhöhten Maschineneinsatz zu steigern oder die Maschinen im laufenden Einsatz zu perfektionieren, ist nicht zu erkennen. Da nur der Inhaber des Privilegiums die Maschinen in Betrieb setzen durfte und Abänderungen der Konstruktion untersagt waren, wurde jede technische Weiterentwicklung verhindert.

Gläubiger und Interessenten der Le Brun'schen Maschinen drängten weiterhin auf die Nutzung des Privilegiums, um ihre Gewinnanteile aus dem Ertrag der Spinnerei zu erhalten. Dagegen erklärte Herr von Grosser, „[...] *daß er dermal ohne seinen Schaden diese Maschinen nicht fortsetzen könne, jedoch bei günstigeren Umständen willens sey* [...]."[36]

[36] Ebd.

Günstigere Umstände traten nicht ein, da die Verträge und Schulden des Le Brun weiterhin aufrecht blieben. Daher nahm der Grundherr das Patent nicht mehr in Anspruch, wie aus Berichten des Fabrikeninspektors an die Niederösterreichische Regierung am 3. September 1789 hervorgeht: „[...] *indem untersuchtermaßen weder der hiesige Großhändler von Grosser, der ihm hiezu die nötigen Kapitalien vorgeschossen hat, noch dessen andere derley Geschäftsvergesellschafter weder eine Streich- noch Spinnmaschine betreiben lassen* [...]."[37]

1791 wurde weiterhin berichtet: „[...] *Nach der Meinung des Fabrikeninspektors sey das ausschließende Recht des Le Brun als erloschen anzusehen, weil*

1) durch zwei Jahre die Fabrik untätig blieb,

2) weil auch der Großhändler von Grosser, dem Le Brun die Befugnis abtrat, keinen Gebrauch von der Fabrik machte."[38]

In dieser strittigen Phase trat neuerlich Graf Rubini von Walterstein als Bewerber um das Privilegium auf. Die unklare Situation spiegelt sich in einem Fabrikenverzeichnis aus dem Jahre 1791; bei Baumwollspinnereien wird ausgewiesen: *„die von Grosserische in Siegharts. (Wertvolle Maschinen, treffliche Spinn- und Streichmaschine des Grafen Rubini von Walterstein.)"* Die Anzahl der Spindeln und der Maschinen ist nicht angegeben, auch kommen diese in späteren Verzeichnissen nicnt mehr vor.[39]

Gegen die Verpflichtung, jährlich Rechnung zu legen und aus dem Nutzungsertrag 6 % zur Tilgung der alten Schuld von 8500 Gulden, die noch immer an dem Privilegium haftete, an den Fiskus abzuführen, erhielt Graf Rubini das Le Brun'sche Privilegium zugesprochen. Jedoch wurde dieses 1792 durch Hofentschließung aufgehoben und die Maschinenspinnerei freigegeben: *„Vermög höchster Entschließung ist das dem nachmahls von hier flüchtig gewordenen Johann Baptist Le Brun im Jahre 1783 auf die Herstellung und Benutzung der von ihm erfundenen Baumwoll-, Streich- und Spinnmaschinen durch 10 Jahre allergnädigst verliehene Privilegium privativum für ganz erloschen und ungültig, und demnach der Gebrauch dieser Maschinen künftig für jedermann frey zu erklären befunden worden. Welches zu Jedermanns Wissenschaft hiemit bekannt gemacht wird.*

27. September, bekannt gemacht durch die Niederösterreichische Regierung den 5. Oktober 1792."[40]

Im darauffolgenden Jahr, 1793, übergibt der Grundherr die Herrschaft Groß-Siegharts an seinen jüngeren Bruder Leopold von Grosser und verreist für längere Zeit nach London, um sich seinen Geschäften zu widmen.

Er hatte seinen Plan, im Markt Groß-Siegharts eine Baumwoll-Spinnfabrik zu betreiben, mit großen Verlusten und aus Gründen, die außerhalb seines Verantwortungsbereiches lagen, nicht realisieren können. Dennoch war der Zeitraum der Herrschaftsbesitzer der Edlen von Grosser für den Markt von zukunftsweisender Bedeutung. Die gewerbliche Infrastruktur und das innovatorische Wirtschaftsklima wurden tradiert und ermöglichten im 19. Jahrhundert eine ungebrochene Übergangsphase in das Industriezeitalter.

---

[37] Ebd.

[38] Ebd.

[39] Gustav Otruba, Der Niederösterreichische Arbeiter, Heft 5/Teil III: Industrietopographie Niederösterreichs vom Zeitalter des Merkantilismus bis zum ersten Weltkrieg (Wien 1956) S. 90.

[40] Josef Kropatschek, Sammlung der unter der Regierung Franz II. erschienenen Gesetze. 1. Band (Wien 1792) S. 450.

Lorenz Graf Rubini von Walterstein (auch Poltenstein genannt)

Trotz Löschung des Privilegiums und Freigabe der maschinellen Baumwollspinnerei hielt der Fiskus die Schuld von 8500 Gulden weiterhin aufrecht und versuchte, sie vom Betreiber der Maschinen einzufordern. Dieser, Graf Rubini, ist als Persönlichkeit schwer zu fassen. Seine Herkunft ist nicht aktenkundig und ein Geschlecht seines Namens ist in keinem österreichischen Adelsregister verzeichnet. Für die vorliegende Studie ist er jedoch von Interesse als letzter nachweisbarer Besitzer der Spinnmaschinen des Le Brun.

Als dessen Bürge hatte er bereits 1786 die ersten Maschinen an sich gebracht und mit einem eigenen Privilegium in Preßburg (damals Ungarn) eine Spinnfabrik eingerichtet. 1796 gibt es über deren Ende in einem Untersuchungsbericht des Grafen Saurau an Kaiser Franz II. nur einen kurzen Hinweis: „[...] *er wissentlich seit solanger Zeit die Spinnmaschinen nicht betreibt, mit seinem so beträchtlichen Schaden bey den gähen Änderungen in Hungarn von dort vertrieben worden* [...]."[41] Nähere Umstände darüber sind aus den vorliegenden Akten nicht zu erschließen.

Als in Groß-Siegharts der Grundherr von Grosser das Patentrecht für Österreich und Böhmen nicht mehr in Anspruch nahm, da er nicht gewillt war, die Schulden des geflüchteten Le Brun zu tilgen, trat Graf Rubini wieder als Bewerber auf. Da er die Verpflichtung, die fiskalische Restschuld von 8500 Gulden abzustatten, übernommen hatte, wurde ihm das Privilegium übertragen. Er übernahm die Spinnmaschinen und transferierte sie nach Wien.

Über seine weiteren Geschäftspraktiken und daraus resultierende Gerichtsverfahren liegen Berichte aus dem Jahre 1796 vor. Sie beschäftigen sich mit dem Entstehen und der Eintreibung der alten Schuld und geben dabei auch Hinweise auf den Verbleib der Maschinen: „[...] *Hierauf sey dem Grafen von Walterstein ein Platz im Polizeyhause, dann im Laurenzerkloster der Mayerhof, und später auch ein Teil des Klosters zur Aufstellung und Betreibung seiner Maschinen eingeräumt worden, Umstände* [...] *um die er angehalten habe.* [...]

Indeß er doch diesen Platz zur Grünspanfabrike verwendet, die Spinnerey aufgegeben, das Gebäude gegen die Absicht der Verleihung verwendet, aber weder an Zins, weder zur Charton'ischen Schuldentilgung etwas gezahlet habe [...]."[42]

Sechs Jahre, von 1790 bis 1796, hatte Graf Rubini unentgeltlich im Laurenzerkloster gewohnt und Geschäfte betrieben. In diesem Zeitraum führte er laufend Prozesse gegen die Forderung, jene alte Schuld, welche an dem Privilegium des Le Brun gehaftet und zu deren Bezahlung er sich verpflichtet hatte, um Maschinen und Wohnsitz zu erhalten, bezahlen zu müssen.

Im Jahre 1796 wurde dem aufwendigen Verfahren schließlich ein Ende gesetzt, mit der Begründung, eine Verschuldung im eigentlichen Sinne hätte gar nicht bestanden, da Charton das Geld niemals erhalten hätte, bloß so „leichtsinnig" gewesen war, nach dem Tode des Seidenfabrikanten Andrä Vial 1771 dessen Schulden anzuerkennen.[43] Somit hatten sich die Justiz- und Finanzbehörden ein Vierteljahrhundert lang ohne Erfolg mit der Eintreibung einer Verschuldung befaßt, welche nach dem Tode des Kreditnehmers als erloschen anzusehen gewesen wäre.

Im Rückblick scheint der Schaden im technischen Bereich weit höher anzusetzen sein als der Verlust von 8500 Gulden. Da Graf Rubini, um der Schuldenzahlung zu entgehen,

---

41) Wie Anm. 17, fol. 319.

42) Ebd. fol. 313.

43) Ebd. fol. 436.

stets argumentierte, er betreibe andere Maschinen als jene des Erfinders Le Brun, waren im Laufe der Untersuchung Gutachten und fachliche Urteile von „sachkundigen unparteyischen Werkmeistern" angefordert worden. Dies bedingte die Unveränderbarkeit der Spinnmaschinen und hemmte Jahre hindurch jede technische Entwicklungsmöglichkeit.

Zum Zeitpunkt, als die Maschinenspinnerei in den österreichischen Erblanden endlich, ohne Patentschutz und ohne Schuldenbelastung, freigegeben wurde, waren die Geräte von den stufenweise perfektionierten englischen Maschinen mit Wasserantrieb bereits technisch überholt.

Im Gegensatz zur Bürokratie war den Fabriksinspektoren der technologische Rückstand der inländischen Klappmaschinen mit Handantrieb bewußt, wie ein Begutachtungsverfahren aus dem Jahre 1800 aufweist. Ein Wiener Arzt, Dr. Dopfer, hatte um eine Fabriksbefugnis zum Maschinenspinnen angesucht und sein Vorhaben folgendermaßen begründet: *„Vor etwa sechs Jahren wollte ein Tischler dem Unterzeichneten eine sogenannte Französische Spinnmaschine verkaufen. Als sie Unterzeichneter untersuchte, fand er, daß sie schlechte Dienste leistete. Sein Nachdenken wurde aber geweckt, und er machte sich selbst die Aufgabe, die Handspinnerei auf eine Maschine zu übertragen."*[44]

Eine Konstruktionszeichnung mit Beschreibung der von Dr. Dopfer verbesserten Streich- und Spinnmaschine war seinem Ansuchen beigelegt und ist vollständig erhalten geblieben.

Bei der Begutachtung legte der Stadthauptmann von Wien ein Veto gegen die Erteilung der Fabriksbefugnis ein. Seine Befürchtung, bei Zunahme maschineller Produktion würden Handarbeiter in Wien brotlos werden, wurde vom Fabrikeninspektor widerlegt. Denn trotz Fabriksbefugnis könnte Dr. Dopfer in der Stadt nicht mehr als sechs bis acht seiner handgetriebenen Spinnmaschinen in Einsatz bringen, denn *„wer in Zukunft ein großes Unternehmen errichten wolle, der müsse an das Wasser gehen".*

Diese Aussage weist in die Richtung völliger Neuorientierung der Produktion von Baumwollgarn ab Beginn des 19. Jahrhunderts. Nach englischem Vorbild[45] wurde die Baumwollspinnerei mechanisiert und mittels Wasserkraft betrieben. Von einer zentralen Kraftanlage wurde die Antriebskraft durch Transmissionen auf die einzelnen Maschinen übertragen; im Laufe des technischen Fortschritts wurde die Wasserkraft von der Dampfmaschine abgelöst.

Die strukturellen Veränderungsprozesse setzten im Jahre 1801 mit der Gründung einer „Garnmanufakturs-Gesellschaft" in Wien ein. Deren Zielsetzung war die Errichtung einer Spinnfabrik, wobei das Energievorkommen für die Standortwahl bestimmend war. Im Wiener Becken, *„am Wasser"* der Leitha im Markt Pottendorf, wurde ein geeignetes Gelände gefunden; woraufhin ein Mitgesellschafter, Fürst Nikolaus von Esterházy, Schloß und Herrschaft Pottendorf käuflich erwarb.[46] Die Verdichtung der Macht des Grundherrn durch Einbindung feudaler Rechte in die Gründung und Führung eines Unternehmens schloß fremde Einflüsse und Abhängigkeiten weitgehend aus.

Unter technischer Leitung eines aus England stammenden Mechanikers namens John Thornthon wurde eine Baumwollspinnfabrik errichtet, welche sich in der Folge zur

---

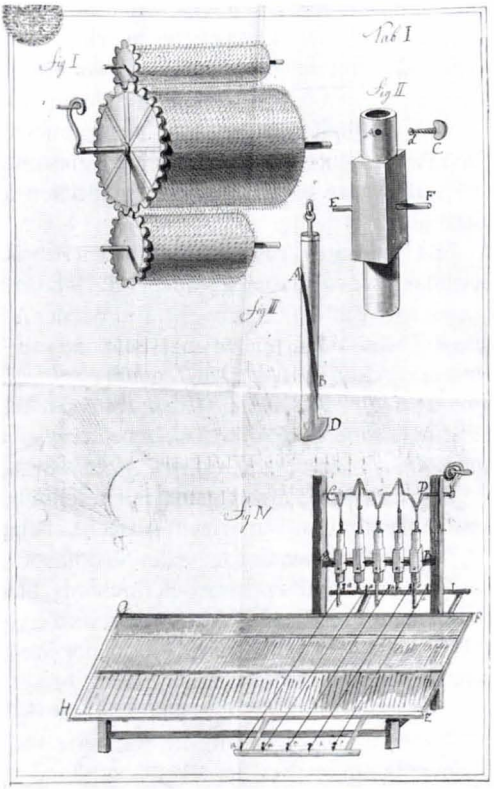
[44] HKA, Realien N 282/1-3, Spinn- und Webmaschine Dr. Menrad Dopfer, Grundsätze der Baumwollen „Spinn und Weberey" auf Maschinen nebst Zeichnung, und N.Ö. Commerz, Verschiedene Manufakturs- und Gewerbekonzessionen, Freiheiten und Privilegien der Fabriken, Gewerbe und Professionisten, Fasc. 72 (178) fol. 202.

[45] Axel Föhl/Manfred Hamm, Die Industriegeschichte des Textils (Düsseldorf 1988) S. 45 f.

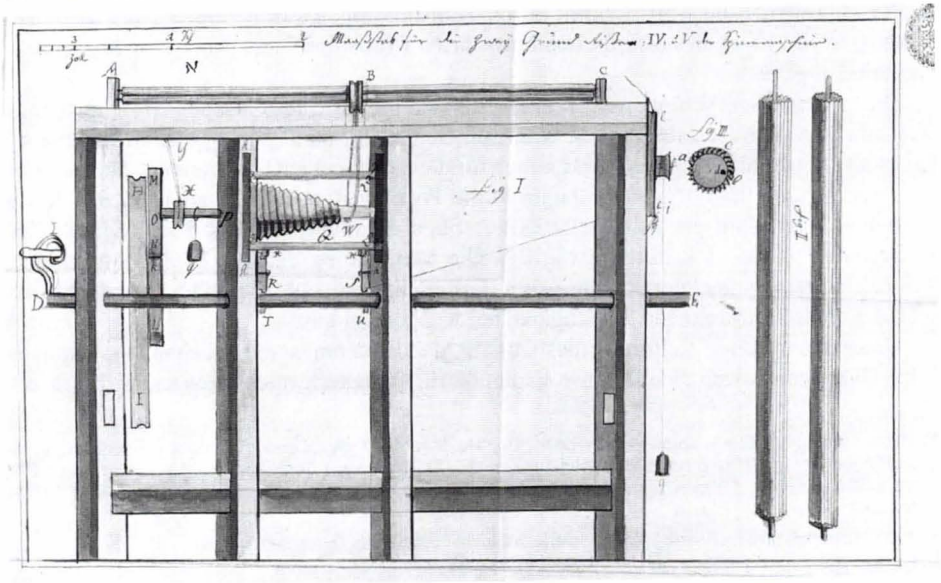
[46] Rudolf Hertzka, Chronik der Großgemeinde Pottendorf (Pottendorf 1990).

größten Spinnerei der Monarchie ausweitete.[47]

In einer dynamischen Entwicklung, ermöglicht durch die Freigabe der Spinnerei, verlagerte sich in den Folgejahren durch Gründung neuer Fabriken dieser Zweig der Textilproduktion völlig in das Wiener Becken, das sich zum „Industrieviertel" umformte. Am 10. Jänner 1803 erging ein *„Cirkulare an alle Länderstellen. Daß auf die Errichtung, und Anwendung der englischen Spinnmaschinen die Bewilligung eines ausschließenden Privilegiums nicht stattfinde."*[48]



Konstruktionspläne der Spinn- und Webmaschine von Dr. Dopfer
(Alle Fotos: Heimatmuseum der Stadt Waidhofen/Thaya)



[47] Leopoldine Hokr, Pottendorf, Historische Studien zur Arbeit, Kultur und Lebensweise einer Industriearbeitergemeinde im 19. Jahrhundert (phil. Diss., Wien 1984).

[48] Wie Anm. 10, fol. 399.

Helmut Hörner

Kremser Erinnerungen

Barbara (Betti) geborene Teuschl, verehelichte Baumgartner, meine Urgroßmutter mütterlicherseits (1851-1944), hat Aufzeichnungen hinterlassen, die das Leben und die Ereignisse in Krems in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anschaulich schildern. Im folgenden sind Erinnerungen, die sie im Jahr 1936 niedergeschrieben hat, mit Tagebucheintragungen aus den entsprechenden Jahren kombiniert. Letztere sind durch das Datum der Eintragung gekennzeichnet.

Den persönlichen Schilderungen von Ereignissen habe ich Beschreibungen eben dieser Ereignisse durch Anton Kerschbaumer in seiner 1885 erschienenen „Geschichte der Stadt Krems" gegenübergestellt.

Von Pferden, Kutschern und Schlitten

Mein Vater Anton Teuschl wurde als Sohn eines Haus- und Wirtschaftsbesitzers am 13. Juni 1818 in Wösendorf geboren. Er hatte zwei Brüder und vier Schwestern. Er starb am 28. Dezember 1878 im 60. Jahre an den Folgen eines Unfalles. Er stürzte auf Glatteis, brach sich den Fuß und riß sich die Sehne. Der Fuß mußte abgenommen werden, es kam der Brand dazu. So starb ein lebensfrischer, gesunder Mensch. Seine Eltern kannte ich nie.

Meine Mutter Anna Maria Kaltenhuber wurde am 3. Februar 1826 geboren. Die Eltern waren Wirtschaftsbesitzer in Paudorf bei Göttweig. Sie hatte nur zwei Schwestern. Eine seelensgute Frau, die beste Stütze für ihren Gatten, die beste liebende Mutter für ihr Kind. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, starben mit eineinhalb bzw. dreiviertel Jahren. Die hilfreiche und gute Mutter mußte leider schon im 58. Jahre nach schwerem Leiden sterben.

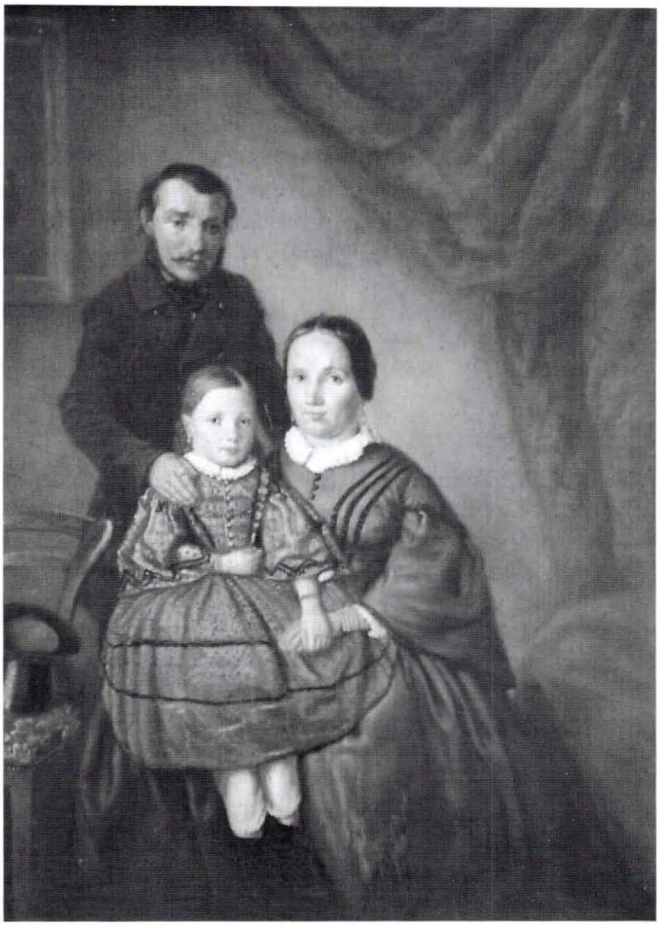
So wie es heute *(1936)* Überlandautos gibt, so gab es damals Gesellschaftswagen, sogenannte Stellwagen, für 12 bis 16 Personen, die von Pferden gezogen wurden.

Krems hatte (bis zur Eröffnung der Bahnlinie) mit Wien nur die Verbindung über St. Pölten zur Westbahn, welche ab Wien nach Oberösterreich verkehrte. Weiters per Wagen nach Stockerau, von wo ein Flügel der k. k. privilegierten Nordbahn nach Wien führte. Die Stellwagen meines Vaters verkehrten daher täglich nach St. Pölten und Stockerau, außerdem aber auch nach Langenlois, Gföhl und Kirchberg, Zwettl, Gars und Horn und auch nach Mariazell. Teilweise führten sie auch die Post mit. Es gab auch viele Privatfuhren, da wir die Probstei, die Bezirkshauptmannschaft und sämtliche Doktoren der Rechten und der Linken *(Rechtsanwälte und Ärzte)* zu Kunden hatten. Bei besonderen Anlässen trugen die Kutscher Draglivree mit silbernen Knöpfen.

Mein Vater war, bevor er sich selbständig machte, Postillon und Staffettenreiter, als welcher er im Jahre 1848 wichtige Depeschen zu überbringen hatte, besonders als der Kaiser auf der Flucht war, wobei er seine Route auch durch Mautern nahm. Solche Ritte waren sehr gefährlich, aber auch sehr ehrenvoll, weil sie nur Vertrauenswürdigen übertragen wurden.

Es gab auch reichliche Trinkgelder, ganze Hände voll alter Silberzwanziger. Sie wurden zum Grundstock der künftigen Existenz meines Vaters.

Etwas sehr Schönes waren im Winter die Schlittenfahrten, wo 30 bis 40 Schlitten mit Musik, entweder dekoriert oder maskiert, eine Schlittage mit dem Ziel Furth — Langenlois



Anton Teuschl mit seiner Frau Anna Maria und Tochter Barbara (Betti). Ölgemälde von Johann Kranzl (um 1858).

— Königsalm machten. Dort war dann Unterhaltung und Tanz. Wenn ich kutschierte, nahm ich mir eine Freundin als Gast mit. Vater besorgte hinten am kleinen Sitz das Peitschenknallen.

Einmal war eine maskierte Fahrt. Der Vater hatte damals einen Schimmel als Leibpferd. Er selbst war maskiert, und damit ihn ja niemand erkannte, wurde der Schimmel am ganzen Leib bemalt. Es war sehr schön, wirklich originell. Bei der Demaskierung natürlich ein großes Halloh. Den Schimmel aber wieder weiß zu kriegen, war keine Kleinigkeit!

Leider waren diese Schlittagen sehr selten, da zu den Vorbereitungen doch viel Zeit nötig war; öfter empfahl sich der Schnee zu früh, und einmal fuhren wir mehr im Wasser als im Schnee, da gerade Tauwetter eintrat. Lustig war's doch!

Obwohl Vater keine Note kannte, blies er nicht nur das Posthorn, sondern spielte sehr gut Zither und Klavier nach dem Gehör, auch noch in späteren Jahren. Hörte er bei einer Militärdefilirung einen feschen Marsch, kam er nach Hause und spielte ihn am Klavier möglichst genau nach.

In seiner Jugend hatte eine seiner Schwestern Hochzeit. Zum Tanz spielte er ihnen auf der Zither auf. Nach und nach, als schon alle Saiten bis auf eine gerissen waren, spielte er nur auf der letzten, pfiff dazu, und gab mit dem Fuß den Takt, und alle tanzten dazu. Da bewahrheitete sich das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.

Eines Nachts kam ein Kutscher nach Hause, sein Wagen hatte nur drei Räder, doch er sowie sein Fahrgast — ein Gendarm — wußten nichts davon. Der Kutscher hatte eine Fuhr nach St. Pölten gehabt, zur Rückfahrt den erwähnten Fahrgast. Beide hatten so über den Durst getrunken, daß sie es gar nicht merkten, daß sie im Meidlinger Tal ein Rad verloren

hatten und von dort bis ins Haus nach Krems auf drei Rädern fuhren! Die Achse war wie ein Radschuh geschleift.

Es gab da ein paar alte, verheiratete Kutscher, die zu wiederholten Malen bei uns bedienstet waren. Eine Zeit lang hielten sie sich brav. Dann wurden sie wieder nachlässig und faul. Da flogen sie hinaus. — Wenn es ihnen wieder recht schlecht ging, schlichen sie immer ums Haus herum und warteten ab. War dann einmal ein Dienstwechsel, dann kamen sie bitten und Vater sagte: „No, so komm herein. Wannst aber wieder kein Gut tust, so kommst mir nimmer herein!" Dann kleidete er sie von Kopf bis Fuß mit eigenen Kleidern, da waren sie dankbar und brav, bis es ihnen wieder zu gut ging. Das wiederholte sich öfters. —

Vater Anton Teuschl

Schmeichler konnte Vater nie leiden. Sein Prinzip war: Wer mir schmeichelt, der will mich betrügen oder hat mich schon betrogen.

Bei den Pferden trat einmal eine Seuche auf, die sogenannte Rotzkrankheit. Die Kommission konstatierte, daß auch unser Stall verseucht sei, und es wurden die vorgefundenen sechs Pferde weggeführt und wahrscheinlich sofort getötet. Mein Vater war aber rechtzeitig gewarnt worden, er verkaufte rasch einige Pferde ins Waldviertel, während er die wertvollsten nach Furth zu den Verwandten brachte, wo sie versteckt blieben, bis wieder seuchenfrei erklärt wurde.

Natürlich mußte er frische Pferde kaufen und die versteckten kamen wieder nach Hause. Da weder die versteckten, noch die verkauften erkrankten, ist wohl anzunehmen, daß auch die sechs konfiszierten gar nicht krank gewesen waren. —

Der Brand des Hauses (1858)

Mein Vater war kaum ein Jahr Besitzer des Hauses Herzogstraße 7, als am 14. Juni 1858 im Hause Herzogstraße 1 ein großer Brand ausbrach. Sieben Häuser fielen diesem Brand

zum Opfer, wobei unseres das letzte war. Da kam erst die Feuerwehr. Es war zwar schon Militär abkommandiert, dieses schadete aber mehr, als es nützte.

Unser Haus war ehemals ein Färberhaus, daher befand sich viel Holz auf den Trockenböden, was dem Feuer reichlich Nahrung bot. Auf den Hausböden war auch viel Hafer, Heu und dergleichen eingelagert. Der Schaden war sehr groß.

Die Mutter übergab mich einer Partei, bei der ich bleiben sollte. Ich war damals nicht einmal sieben Jahre alt. Von der Tür aus sah ich die rot glühende eiserne Bodentür und erschrak derart, daß ich davonlief, mich durch das Militär hindurchdrängte und schreiend durch die Gasse lief.

Fremde Menschen hielten mich auf und brachten mich in ein fremdes Haus. Dadurch machte ich meinen Eltern, welche retteten, was zu retten war, großen Kummer, da sie mich überall suchten, bis die Leute, die mich aufgehalten hatten, es den Eltern sagten.

Ich schlief bei den fremden Leuten, wo mich Vater um halb drei Uhr früh besuchte und beruhigte. Das Feuer, das sich wiederholt frisch entzündet hatte, war erst zu dieser Zeit gänzlich erloschen.

Unser Haus wurde teils neu, teils umgebaut, sodaß es vom ursprünglichen Haus gar nichts mehr hatte.

Anton Kerschbaumer schreibt in seiner „Geschichte der Stadt Krems", S. 588:

„Am 14. Juni 1858 gegen 7 Uhr Abends brach im Hause Nr. 73 nächst dem Höllthore Feuer aus, das in Kürze 8 Häuser einäscherte. Die Hilfe war schnell und alles wetteiferte ohne Unterschied des Standes, das Element zu bemeistern. Der erhobene Schaden betrug 18000 fl. Nach 8 Tagen war für die Abgebrannten bereits ein Betrag von 843 fl. 56 kr. gesammelt."

Das Jahr 1866

In dem unseligen Jahr 1866, in dem der Krieg mit Preußen war, gab es viel Leid und Drangsalierungen. Als unsere Truppen requirierten, setzte ein Soldat meiner Mutter das Bajonett an die Brust und drohte, sie niederzustechen, wenn sie nicht sagte, wo sich der Vater befand. Sie nahmen Pferde und Wagen, wo sie diese fanden, aber mit den versprochenen Bezahlungen konnte man auf die Suche gehen.

Später wurden Stein und Krems vom Militär ganz entblößt, während auf der anderen Donauseite in Palt und Furth in jedem Haus 100 bis 120 Mann einquartiert waren. Da das Strafhaus in Stein ohne Bewachung war, mußten die Bürger — hauptsächlich der Schützenverein — die Bewachung übernehmen. So mußte der gute Vater dort wie ein Soldat auf Wache stehen.

Mich und ein zweites Mädchen wollte man nach Mariazell schicken. Wir gingen aber nicht. Übrigens hat Krems die Preußen gar nicht zu sehen bekommen, außer einigen preußischen Offizieren, die sich die Stadt ansahen, denn weiter als bis Gars und Horn sind die Truppen nicht gekommen. Darum war auch das Abbrennen der Steiner Donaubrücke eines der dümmsten Stücke in diesem Krieg. Bei diesem traurigen Schauspiel, als Stück um Stück der brennenden Brücke ins Wasser stürzte — bei Nacht ein schauerliches, unvergeßliches Bild — blieb kein Auge trocken. Und wie weit weg war der Feind!

Die fehlende Brücke mußte durch Verkehr mit Schiffen, sogenannten Plätten, ersetzt werden. Das war keine Kleinigkeit! Da die Verbindung zur Westbahn mit unseren Gesellschaftswagen auf diese Art nur schwer möglich gewesen wäre, mußten wir die Wägen und

einen Teil der Pferde ständig in Mautern haben und da war ein ständiges Hin und Her, eine große Mühsal.

Unser liebes Hunderl „Schnapsel" begleitete den Vater nach Stein. Obwohl er ihn wiederholt zurückjagte, wich er nicht. Als Vater das Schiff bestieg, dachte er, nun würde er schon nach Hause laufen. Aber als das Schiff vom Ufer abstieß, sprang der Hund ins Wasser und ging unter. Getreu bis in den Tod, wurde der kleine Kerl auch ein Opfer des Krieges.

Mutter Maria Anna Teuschl, geborene Kaltenhuber

Hiezu schreibt A. Kerschbaumer in seiner „Geschichte der Stadt Krems", S. 119 ff.:

„Das Unglücksjahr 1866 gab der Stadt Gelegenheit, ihren Patriotismus in glänzender Weise kundzugeben. Nach der Schlacht bei Königgrätz marschierte alles Militär auf das jenseitige Ufer — die Kaserne stand leer. In den Tagen vom 10. bis 12. Juli zogen über 4000 Transportwägen des 6. Armeecorps durch Krems nach Mautern, wo Batterien errichtet und alles zur Sprengung der Brücke hergerichtet wurde. Am 13. Juli kam das Jägerbattaillon und das Regiment Erzherzog Albrecht mittels Dampfbooten von Wien und wurden nach Mautern verlegt. Ein panischer Schrecken befiel die Bevölkerung, als viele Familien von Iglau und Znaim durch Krems auf die andere Seite der Donau flüchteten. Allgemein fürchtete man das Einrücken der Preußen.

Die Gemeinde-Repräsentanz erklärte sich für permanent und wurden sämtliche wachfähige Personen, der Turn- und Schützenverein, zum Sicherungsdienste in der Stadt beordert. Die Bürger und Vereine übernahmen unter der Leitung des ehemaligen Offiziers Grünberger die Wache im Strafhause, im Spitale, in der Kaserne und im militärischen Verpflegungsmagazin. Von Wien waren zu diesem Behufe 200 Stück Gewehre samt 2200 Stück scharfer Patronen anher verabfolgt worden. — Am 15. Juli nachmittags 3 Uhr wurden 6 Joch und am 17. Juli abends weitere 6 Joch der Donaubrücke durch das k. k. Militär abgebrannt; am letztgenannten Tage auch die Brücke über den Kamp bei Hadersdorf.

Ein Bote aus Kirchberg brachte die Nachricht, daß die Preußen am 24. Juli in Großweikersdorf eingerückt seien und große Requisitionen machten. Am Morgen des 26. Juli wurden preußische Gefangene (1 Offizier, 14 Mann und 3 Wägen mit Lebensmitteln) durch die Stadt nach Mautern geführt. Eine halbe Compagnie Jäger aus Mautern bezog vor dem Wienerthor eine Feldwache. Den Auftrag des k. k. Bezirksamtes, einen Avisoposten vom Civile beim Turnerkreuz aufzustellen, welcher die allfällige Annäherung des Feindes dem Militär am rechten Donauufer signalisieren sollte, lehnte der Gemeindevorstand — weil zu gefährlich für die Stadt — ab, und übergab den k. k. Feldwachposten die weißen Fahnen und Raketen behufs Signalisierung. Nach Abschluß des Waffenstillstandes am 2. August wurden die k. k. Militärposten eingezogen und marschierten sämtliche Truppen aus dem Mauterner-Felde ab. Tags darauf besuchten 5 preußische Offiziere unsere Stadt, die viel neugieriges Publicum an sich zogen."

Der erste Eisenbahnzug

Krems, den 9. November 1871

Heute sah die Stadt Krems den ersten Eisenbahnzug in ihrem Burgfrieden. Von der Station Absdorf her brachte die Lokomotive No. 101 — mit Fahnen, Gewinden aus Tannenreisig und Blumen geschmückt, bejubelt von der freudig harrenden Bevölkerung — einen Train, welcher aus einem Personenwagen, dann aus 25 mit Eisenschienen beladenen Lastwagen bestand. — Die Herren Bausektionsvorstände Ing. Bayerl und Holy, dann der Bauunternehmer Herr Haudak, begleiteten den Zug. Es war eine Probefahrt, welche zeigen sollte, ob die Bahn und die Brücken fest und solid gebaut sind. Diese Probe ergab ein glänzendes Resultat, nirgends zeigte sich — ungeachtet der gewaltigen Last — eine Senkung oder Abweichung. — So haben die Kremser erreicht, was sie schon so lange sehnlichst wünschten. Wir werden ja sehen, welchen Nutzen es der Stadt Krems bringen wird.

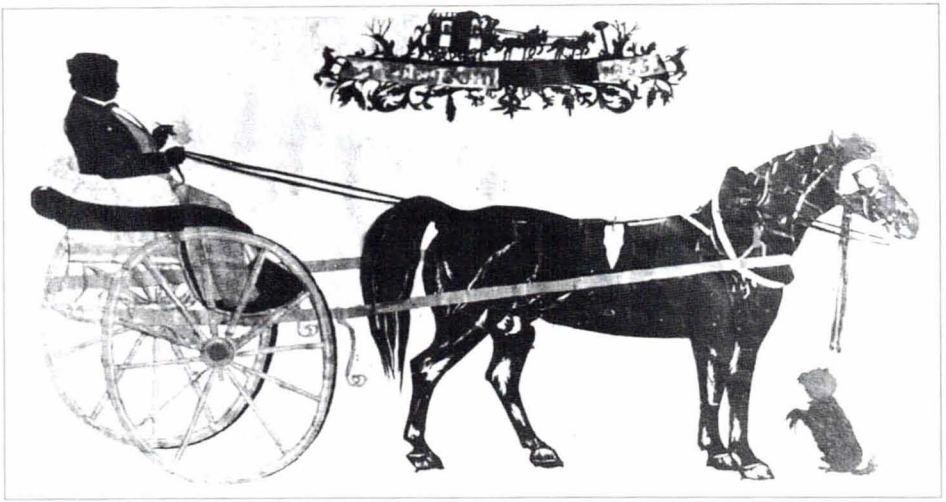
Die Autorin Betti Teuschl

Typhus und Blattern grassieren in Krems sehr stark und haben schon ziemliche Opfer gefordert. Nicht einmal Männer in die 60 bleiben verschont. Mutter war auch 3 Wochen krank, wir befürchteten Typhus, was aber Gott sei Dank nicht eingetroffen ist.

Eröffnung der Flügelbahn Krems – Absdorf

Den 10. Jänner 1872

Heute wurde die Flügelbahn Krems – Absdorf eröffnet, der erste Zug kam um ½10 Uhr vormittags an und wurde von der harrenden Menge mit Jubel empfangen. Die Musik spielte den „Hohen Peter", was die Bahngesellschaft jedenfalls auf die Fahrpreise bezog und diese ziemlich hoch schraubte.



Vater Anton Teuschl im Einspänner; rechts der Hund „Schnapsel", der in der Donau ertrank, als er seinem Herrn nachschwimmen wollte (Scherenschnitt).

Tod des Vaters

Krems, 29. Dezember 1878

Unser guter Vater ist todt. Entsetzliches Unglück, das uns betraf: Sonntag, den 22. abends ging er wie gewöhnlich ins Gasthaus. Meistens kam er um ½8 Uhr nach Hause, um mit uns zu Nacht zu essen und dann wurde Karten gespielt, oft bis 10 oder ½11 Uhr. Johann *(der Ehemann)* und Mutter mit ihm, während ich mit Hans *(dem Sohn)* schlafen ging. Das geschah fast täglich.

Diesen Tag jedoch verzichtete er auf das Nachtessen, weil er sich so gut unterhielt. Um ¼11 abends ging er nach Hause. Am Eck des Salzburgerhofes, als er um die Ecke gehen wollte, rutschte er aus, fiel, und es gab ihm beim Knöchel einen Brenner. Glaubend, er habe sich den Fuß überstaucht, richtete er selbst sich denselben gleich und versuchte, aufzustehen. Der Fuß kippte und er stürzte neuerdings und rief um Hilfe. Darauf wurde er durch 3 Männer nach Hause getragen. Unser Schrecken läßt sich nicht beschreiben. Als die Mutter von ihrer Wohnung in die unsere läutete, flog ich, nur mit dem Hemd bekleidet, hinauf. Johann zog ihm die Stiefletten (er hatte sie zum ersten Mal an) aus, gleich darauf kam Dr. Tuschek, versuchte, unterstützt von 2 Männern, den Fuß einzurichten, fand es aber unmöglich, da die Capsel sowie Bänder zerrissen waren. Darauf holte er den Dr. Sauer, worauf beide zusammen einen Verband anlegten und erklärten, den nächsten Tag abzuwarten.

Montag früh kamen beide Doctores wieder und sagten, daß die Amputation unumgänglich nothwendig sei und gaben sich die Stunde derselben ½4 Uhr Nachmittag! Vater litt schrecklich und sagte, wenn er in Wien wäre, würde ihm gewiß der Fuß nicht abgenommen werden und er würde geheilt, denn auch im Jahr 70-71, wo er mit seiner Augenkrankheit 4 Doktoren consultierte, wurde ihm nicht geholfen und Prof. Arlt und Assistent Dr. Bergmeister heilten ihn in 4 Wochen. So war es kein Wunder, daß er in dieser schrecklichen Lage sein ganzes Vertrauen auf einen Wiener Professor setzte. Auch uns war der Gedanke einer Amputation schrecklich, und um ihm den Fuß zu retten, uns selbst aber keine Vorwürfe zu machen, beriefen wir telegraphisch Prof. Dumreicher.

Dr. Sauer, welcher das Telegraphieren übernahm, berief im Verhinderungsfalle Prof. Dumreichers Prof. Mosetig Ritter von Moorhof nach Krems. Mit schmerzlichem Zagen erwarteten wir die Rückantwort. Dieselbe kam erst abends, ca. 4 Uhr, und lautete: Prof. Dumreicher verhindert, komme mit dem Abendzug. Mosetig v. Moorhof.

Dr. Sauer richtet nun für alle Fälle auf drei Tischen sämmtliche Bestecke und möchte sagen Mordinstrumente her, fünf Flaschen Chloroform, für 5 fl. Schwämme, zahllose Hand- und andere Tücher etc. Der arme Vater mußte dieses alles mitansehen und mußte diese Ansicht und Aussicht bis Mitternacht ertragen. Wir zitterten und fieberten vor Angst. Wie mag es erst dem armen Mann zu Muthe gewesen sein!

Um ¼10 kommt der Zug. Dr. Sauer holte ihn mittels Wagen von der Bahn ab und führte ihn in seine Wohnung, wo sie gemüthlich punschierten, als ob es keinen schwer Kranken, der Angstschweiß schwitzte, gäbe. Dr. Tuschik wartete schon eine Stunde, als mein Mann zu Sauer lief und dringend bat. Dann ließen sich die Herren endlich herbei, zu kommen. Prof. Mosetig hatte weder freundliche, noch liebe oder tröstende Worte, weder für den Patienten, noch für die Familie. Er ist ein äußerst verschlossener, mürrischer Charakter. Er unterzog den Kranken auch durchaus keiner genauen Untersuchung, sondern schien sich im Voraus mit Sauer geeinigt zu haben, daß das beschlossene Sache sei.

Nach langem Herumschicken und Besprechung nichtiger Dinge und unter Beiziehung von Dr. Ott wurde endlich nach Mitternacht — die Stunde weiß ich nicht genau — mit der Amputation begonnen. Dr. Ott narkotisierte Vater und dann begann die Blutarbeit. Wir waren alle im 2ten Zimmer. Ich stand bei der Glasthüre und sah den ganzen Vorgang. Zuerst wurde der ganze Fuß fest gefatscht, um das Blut zu entfernen, dann fest abgebunden und die Fatsche entfernt. Dann wurde die Haut herausgeschnitten an der halben Wade, zuletzt durchgeschnitten, was ich nicht so gut sehen konnte, dann das Bein durchgesägt. Während all diesem war Vater sehr unruhig und sprach laut und viel; oft so viel, daß es unverständlich wurde. Man konnte hören, daß der Schmerz aus ihm sprach, obwohl er kein Wort davon erwähnte. Sein Reden war schrecklich zum Anhören, nicht die Worte, aber der Ton.

Dies alles leitete Dr. Sauer, erst das Unterbinden sämtlicher Adern machte Mosetig. Während dieser Prozedur lag Vater in ruhigem Schlaf. Beim Vernähen der Wunde sowie beim Anlegen des antiseptischen Verbandes war er wach, äußerte jedoch keinen Schmerz. Er wollte bei der Amputation keinen Schmerz gefühlt haben, nahm dann etwas russischen Thee und schlummerte weiter. Alle drei Stunden bekam er Pulver, betäubende, so lag er fortwährend schlummernd, zeitweise fantasierend, aber auch für kurze Augenblicke ganz bei sich, besonders wenn man ihn ansprach.

Dr. Sauer verlangte für Mosetig eine Summe von 250 fl., und als wir erklärten, nicht so viel im Hause zu haben, bestand er, wir sollten es uns verschaffen, gleichviel woher. Mutter hielt sich auf, sagte, das sei nicht möglich, für ein paar Stunden soviel Geld, und doch keinen Fuß usw., da war er sehr grob, sagte Mutter, sie solle ruhig sein und kein Wort mehr reden, nannte uns verrückte Gretln usw. Wir gaben ihm 50 fl. und 100 fl. den anderen Tag. Um ½3 Uhr morgens gingen die Doktoren fort. Früh kam Sauer und Tuschik. Vaters Zustand war am Morgen gleich, und zwar befriedigend. Nachmittags klagte er wieder über starke Schmerzen. Sauer brachte den Fuß *(sollte heißen: das Bein)* in eine andere Lage, worauf die Schmerzen nachließen. Nachträglich zeigte sich auf dem Verband ein Blutfleck. Dr. Tuschik, welcher nach Sauer Visite machte, fand diesen Fleck nicht auffällig. Im Laufe der Nacht vergrößerte sich dieser Fleck und als am Morgen des 25ten (Christtag) Dr. Sauer

der Fleck sah, erschrak er, beorderte Tuschik um ½12 Mittags, wo sie dann den Verband, — welcher, wenn die Blutung nicht eingetreten wäre, 8 Tage unberührt geblieben wäre — lösten und sogar sämtliche Häfte wieder aufschnitten. Das Blut war tintenartig und roch penetrant. An der Wade zeigten sich Brandflecken, die Gefahr war sehr groß, die Hoffnung nur mehr wenig. Das Versehen wurde angeordnet, Direktor Kinzl besuchte ihn und brachte es Vater bei. Er erwachte nur für kurze Augenblicke aus seinem Schlummer, es war ihm recht. Abends ½6 Uhr reichte ihm Hochwürden Hr. Walzer die Heiligen Sakramente und letzte Ölung, welche er alle bei vollem Bewußtsein empfing. Nachdem alles vorüber war, schlief er wieder ein.

Donnerstag, den 26. war sein Zustand ziemlich gleich, nur war ein Verfall der Kräfte zu bemerken. Freitag vormittag war er eine halbe Stunde bei klarer Vernunft, sprach mit uns, fragte, wie lange die gefährlichen Tage des Wundfiebers dauern, fragte, ob ihn die Doktores schon aufgegeben hätten, lobte Hansi, der ihm sein Flechtblatt zeigte, daß er so brav sei, klagte aber auch über heftige Schmerzen. Darauf verfiel er wieder in heftige Phantasien, welche durchwegs angenehmer Natur waren: Er rauchte, spielte Karten, pfiff und machte Witze, oder er war bei seinem Geschäft im Weingarten oder im Garten. Unangenehm hatte er gar nichts, außer bei der Operation. Er sprach in einer Tour und gestikulierte dabei, wie es auch früher seine Gewohnheit war.

Diese Nacht schlief ich ein paar Stunden, da ich die vorangegangenen Nächte nur in der Früh ein paar Stunden geschlafen hatte. Mutter, Rötzer, Resi und Johann waren bei ihm, da wurde seine Stimme immer schwächer, seine Zunge immer schwerer. Zuckerlimonade und Pulver spuckte er aus, sprach aber noch immer, doch schon unverständlich. Da sagte er plötzlich mit einem eigenen Ausdruck „Meine Kinder!", worauf sie mich riefen. Ich sprang auf (um ½1 Uhr), wir beteten, doch versagte uns oft die Stimme. Dann riefen wir die Perzl Babi, er machte einige tiefe Seufzer, verzog zweimal schmerzlich das Gesicht und alles war vorüber. Um ½2 Uhr früh, am Samstag, dem 28. Dezember, war er verschieden.

Das Kremser Wochenblatt vom 28. Dezember schreibt darüber:

Unglücksfall. *Vorigen Sonntag, den 22. abends ging der Hausbesitzer A. Teuschl über das glatte Trottoir des Dreifaltigkeitsplatzes und fiel dort, wollte aufstehen und fiel wieder. Nachdem er zu Hause geschafft wurde, konstatierten die zu Hilfe gerufenen Ärzte Dr. Sauer und Magister Dr. Tuschik, daß das linke Wadenbein 3 Finger ober dem Knöchel gebrochen, die Haut an der inneren Seite des Sprunggelenkes sowie der dortige Theil des Band- und Kapselapparates des Sprunggelenkes durchrissen und daselbst das untere Schienbeinende herausgetreten war. Letztere Verletzung kam offenbar durch den Versuch des Wiederaufstehens zu Stande, nachdem beim ersten Falle das Wadenbein gebrochen und die Bänder des Sprunggelenkes an der Innenseite gerissen waren.*

Die Ärzte erklärten die Absetzung im Unterschenkel für unumgänglich nothwendig und bestimmten den Nachmittag des 23. Dezember zur Amputation. Im Laufe des Vormittags verlangte die Familie jedoch die Berufung eines Universitätsprofessors für Chirurgie aus Wien und erbot sich Hr. Dr. Sauer, die nöthigen Schritte zu thun.

Am Abend des 23. kam Herr Prof. Mosetig von Moorhof (Primararzt des Wiedner Krankenhauses, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Cl. des Franz Josef Ordens und der französischen Ehrenlegion), einer der besten aus Dumreichers Schule, welcher gleichfalls nur in der Absetzung die einzige Rettung sah und die Ausführung der Operation Herrn Dr. Sauer übertrug. Hierauf wurde unter Einwilligung des Verletzten unter Narkose, welche Herr Dr. Ott besorgte, unter Assistenz von Herrn Prof. Mosetig und Mag. Tuschik am

Unterschenkel 3 Finger unterm Knie die Amputation ausgeführt und nach sorgfältiger Blutstillung von Prof. Mosetig ein antiseptischer Verband angelegt.

Der Verlauf blieb bis zum 24. nachts zufriedenstellend. Am 25. morgens wurde wegen einer Nachblutung aus einer Saugader der Verband geöffnet, wobei sich bedauerlicher Weise herausstellte, daß in der Wunde und längs des Stumpfes sich Brand entwickle; es war sonach bei den gesunkenen Kräften des Verletzten kein günstiger Verlauf mehr zu hoffen und ist derselbe heute nachts seinem Leiden erlegen.

Der Eisstoß

Am 1. Jänner 1880

Ein Jahrzehnt ist im Strome der Zeit dahingerauscht, die siebziger Jahre sind zu Ende! Was haben sie mir gebracht? Gutes wenig, Böses übergenug. Man lese dieses Buch, welches im Jahre 1870 begonnen wurde und vergleiche die guten und bösen Tage, und man wird sehen, daß sich die ersteren auf ein Minimum beschränken. Soll ich hoffen, daß uns die 80er Jahre mehr Glück bringen? Ich kann es kaum glauben, denn es steht ein gewaltiger Koloß, ein Eisstoß, welcher von Semlin bis Marbach sich erstreckt, vor unseren Thoren und droht mit Überschwemmung...

Am 10. Jänner 1880

Die Befürchtungen sind schrecklicher eingetroffen, als sich's jemand dachte. Um ½12 Uhr nachts des 1. Jänner 1880 schreckten uns Pistolenschüsse aus dem Schlafe; wir kannten diese Signale: Es waren Signale der Gefahr!

Das erste, was wir thaten, war sämtliche Parteien erwecken. Ich nahm Hans in die Duchent und trug ihn zur Großmutter. Dann lief ich fortwährend Stiege auf und ab, alles, was ich ertragen konnte, hinaufschleppend. Großmutter und Pepi (das Dienstmädl) arbeiteten im Keller die Erdäpfel ein etc. Das Jagen und Rennen ging fort bis zum Morgen, wo die angrenzenden Gassen schon unter Wasser waren. Vormittags ließ ich auch die leeren Möbel noch transportieren. Im Geschäfte stellten wir alles möglichst auf die höchsten Stellagen und auf die Budel.

Johann glaubte durchaus nicht an einen so hohen Wasserstand. Alle Parteien ebenerdig wohnend wurden in höheren Stockwerken untergebracht. Im Geschäfte ausräumen widersetzte sich Johann mit aller Kraft, selbst das Räumen der Wohnung that ich wider seinen Willen. Mittags hatten wir schon im Hause aus den Kanälen Wasser und auf der Gasse drang es bis zum Thor vor. Johann hatte die Gewölbethür innen mit Lumpen verstopft, an der Wohnungsthür ein Beet mit Mist verschlagen lassen, ferner hat er die Fässer nach langem Zureden verbeult und wir waren noch beschäftigt, auf die Fässer schweres Holz zu laden, um ein Heben zu verhindern, als das Wasser mit solcher Gewalt eindrang, daß mich Johann schon hinaustragen mußte. Das Steigen ging rapid vorwärts, die Nacht brach an, an kein Schlafen war zu denken. In der ganzen Herzogstraße, Göglstraße und Dachsberggasse fuhr man mit Gondeln wie in Venedig, nur nicht so schön, sondern schauerlich. Das Gas *(die Straßenbeleuchtung)* brannte nicht, die Fenster mußten beleuchtet werden. Die Feuerwehr hatte Pechfackeln, dort und da wurden Personen aus den Fenstern mittels Leitern in die Schiffe gerettet. Hauptsächlich beteiligte sich das Militär, welches ununterbrochen mit Schiffen Gasse auf und ab fuhr. Schlecht würde es um uns bestellt gewesen sein, hätten sich nicht die Soldaten des 2ten Genie Regiments so tapfer und opferwillig betragen. Die Einwohner der Stadt werden dies auch nie vergessen.

Krems/Donau, Herzogstraße 7, im August 1901: rechts die Geschwister Perzl vor ihrem Handarbeitsgeschäft, links der Schuhmacher und Hausmeister Smolik.

Um Mitternacht fiel das Wasser plötzlich um einen Schuh und jedes Herz wurde leichter, man hoffte wieder. Da drang umso schmerzlicher der Ruf „Das Wasser steigt!" an unsere Ohren und es stieg auch wirklich um zwei Schuh, auf welcher Höhe es sich bis zum Morgen hielt.

Des Morgens mußten uns Lebensmittel und Wasser zugeführt werden und wurde an Stricken aufgezogen. Langsam fing das Wasser zu fallen an, doch verkündeten Telegramme aus Linz, Passau etc. das Steigen der Gefahr. Sämtliche Nebenflüsse der Donau, der Inn, die Traun, die Enns etc. waren ausgetreten und noch war der Innstoß zu erwarten. Alles war in solcher Angst und Aufregung: Wieder sollte die höchste Gefahr in der Nacht eintreten.

Wir wollten nicht auf das äußerste warten, denn schon die vorige Nacht hatte uns Fieberfrost geschüttelt — ob der Angst oder des Jammers — wir ließen uns abends ausschiffen und gingen am Hohen Markt zu unserer Milchfrau, Frau Preuß, welche uns gastfreundlichst ein Obdach gewährte, denn in den sicher gelegenen Gasthäusern war kein Zimmer mehr zu haben. Wir hatten nur zwei Betten zur Verfügung, obwohl wir sieben Personen waren: die Mutter, ich, Hans, Rudolf, Pepi, Frau v. Seidl und ihre Nichte Marie. Abends spät ging ich noch zum Haus und sprach von weitem mit Johann. Ein Telegramm von Melk zeigte an, daß der Eisstoß Melk passierte und dort fünf Meter hoch Wasser sei. Ich mußte wohl oder übel zu den Meinen zurückkehren, während Johann bis zur äußersten Noth dort bleiben wollte.

Nach Mitternacht zeigten zwölf Pöllerschüsse die höchste Gefahr an. In den inundierten *(überschwemmten)* Stadtteilen wollte selbst in den Stockwerken niemand mehr bleiben. Aus allen Häusern, bei allen Fenstern wurden Weiber, Kinder, Kranke mittels Leitern in die Schiffe gebracht. Das Wasser stieg wieder rasch, aber erreichte nicht einmal die Höhe der

letzten Nacht. Am nächsten Morgen, dem 4. Jänner, fiel das Wasser wieder langsam zurück, mittags schon rasch und schon um 2 Uhr wurde überall ausgeschöpft.

Unser Hof, Garten, und erst das Geschäft sahen furchtbar verwüstet aus. Händeringend, verzweifelt sahen wir, was geschehen, und man konnte sagen „hier steh' ich verzweifelt auf den Trümmern meiner Habe". Jetzt sah auch Johann, wieviel gerettet hätte werden können, wenn er — — —. Wir hatten im Zimmer und Geschäft 134 Centimeter hoch Wasser. Vier Männer arbeiteten, das Geschäft auszuräumen. Drei Frauen rieben und putzten tagelang, um etwas Ordnung herzustellen und es zu ermöglichen, das Geschäft zu öffnen. 14 Tage Arbeit ermöglichten Ordnung, doch diese nicht vollständig. Meine Betten sind bei Mutter, drei Kästen bei einer Partei. Dann habe ich ein Zimmer von Frau v. Seidl gemiethet um die Möbel unterzubringen — so sieht die Ordnung aus, in der wir leben!

Das Geschäft geht jetzt bedeutend schwächer, da sich Kunden theils verlaufen, theils glauben sie, sie bekommen genäßte Waare. Außerdem erleiden wir empfindlichen Schaden durch die Überschwemmung.

Bemerkenswert sind die Daten, daß der Winter zu Leopoldi seinen Anfang nahm, ohne sich mehr zu lindern. Am 22. Dezember 1879 baute sich der Eisstoß bei Krems auf. Am 29. d. M. kam Hochwind und am 5. Jänner 1880 setzte sich der Stoß von Krems in Bewegung. Furchtbar sind die Verwüstungen auf der Insel und in der Au. Die Gemeinde erleidet einen Schaden von 50000 fl. Der höchste Stand des Wassers reichte Hafnerplatz bis zum hinteren Tor der „Rose", Dachsberggasse bis zum hinteren Thor des Bürgerspitals, Dreifaltigkeitsplatz bis zur Ecke des Salzburgerhofes. 18 Grad Kälte was das Höchste; gewöhnlich war zehn bis zwölf Grade *(Reaumur; entspricht −22,5 °C bzw. −12,5 °C bis −15 °C).*

Am 20. Jänner 1880

Seit zwölf Tagen herrscht wieder strenge Kälte. Schon zeigt das Thermometer abermals zehn Grade *(Reaumur; entspricht −12,5 °C).* Neue Besorgnisse einer Überschwemmung werden rege, was umso leichter wäre, da der Wasserstand klein und so riesige Eismassen am Ufer lagern, die allein einen Eisstoß machen. Gott schütze uns und verschone uns vor einer zweiten solchen Gefahr, es wäre zu schrecklich!

Am 1. Februar 1880

Wohl selten, vielleicht alle Jahrhunderte einmal, mag es sich ereignen, daß sich zwei Eisstöße in einem Winter eine so riesige Strecke vorbauen können. Die Kälte hat abermals so lange angehalten, daß sich der Stoß von Preßburg, wo der erste immer noch steht, wieder bis Hollenburg heraufgebaut hat. Zum Glück trat Umschlag des Wetters ein: Regen und langsames Thauwetter, nicht Hochwind, wie das erstemal, so daß ohne alle Gefahr der unliebsame Gast entfernt wurde. Gott sei Dank ist nun alle Gefahr vorüber!

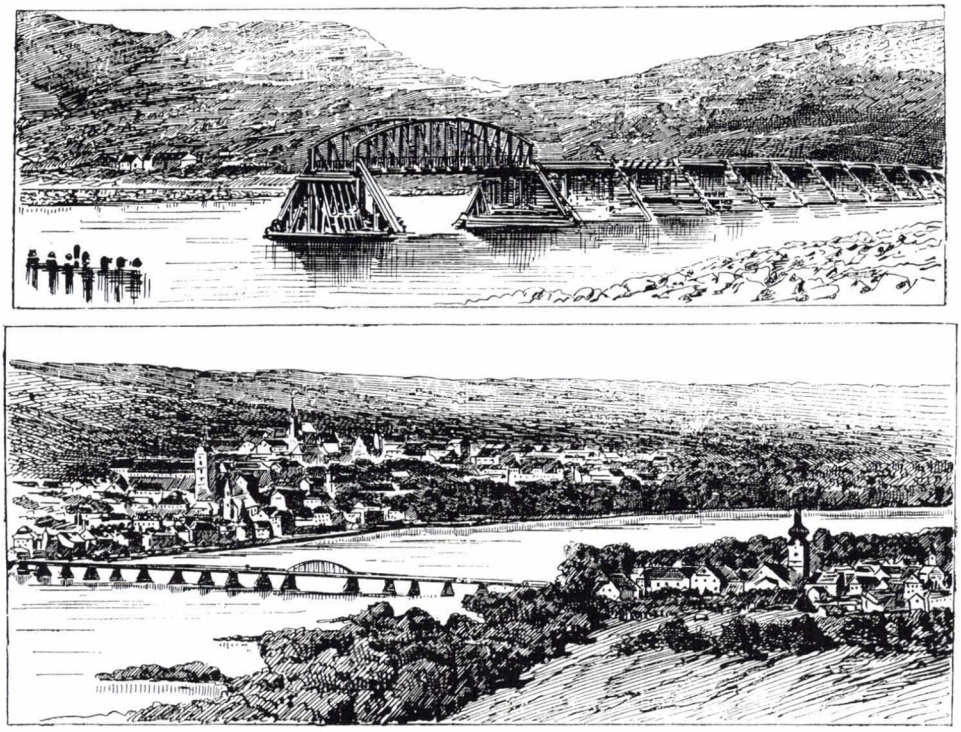
Die beiden Bilder stammen aus dem „Neuigkeits-Welt-Blatt" vom 20. April 1893. Sie zeigen die Steiner Donaubrücke, die bei einem 13 Jahre später aufgetretenen Eisstoß am Nachmittag des 9. Februar 1893 dem Andrang der Eisschollen nachgegeben hatte. Im zugehörigen Artikel „Zum Wiederaufbau der Steiner Donaubrücke" wird näher auf die Geschichte dieser nach Mautern führenden Brücke eingegangen:

„Damals — zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts — stand Stein, wohin man Salz und andere Waaren aus den stromaufwärts gelegenen Ländern zu Schiffe brachte, als ‚Donauhafen' in Blüthe, und auch Krems galt für einen Knotenpunkt des Handels nach Böhmen, obwohl sich nur die Wiener einer — damals der einzigen festen Brücke über die Donau zu erfreuen hatten. Da gestattete Friedrich III. 1463, am Ausgange der ‚Wachau' zwischen

‚beden steten, oder wo in das an pesten füget,' eine Brücke zu erbauen, damit sie ‚ir gewerb und handel statlicher treiben und ir narung gewinnen können.'... Nach den Begriffen des fünfzehnten Jahrhunderts bewährte sich das hölzerne Bauwerk vortrefflich. Maximilian I. legte es sogar im Jahre 1510 dem ‚Vicedom' zu Krems an's Herz und befahl ihm, die Brücke in seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Erst zur Zeit der Türkenkriege begannen die endlosen Klagen über den Verfall der Brücke und über die Gefahren, welche sie der Schifffahrt bereitete. Im Jahre 1645, als der Kaiser von Prag über Regensburg nach Wien eilte, scheiterte an einem Joch der ‚Mauterner Brücke' das Schiff, worauf der Geheimschreiber der Kaiserin reiste, so daß die Gattin desselben den Tod fand, und als sich 1683 die kurfürstliche Armee in Krems zum Entsatze Wiens zusammenfand, berichtete das Journal derselben, die ‚Mauterner Brücke' sei ‚nicht sonderlich verwahrt', da ein ‚kontinuierliches Schwanken' stattfinde, wenn man über sie gehe, fahre oder reite.

Als dann die Schifffahrt auf der Donau komplizirtere Formen annahm, und namentlich seit Beginn des Dampfschiffverkehres, fingen sich die Unglücksfälle an der Brücke solchergestalt zu häufen an, daß sich schließlich die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft veranlaßt sah, auf eigene Kosten ein Joch herausnehmen und in die so gewonnene größere Spannweite eine Eisen-Konstruktion einfügen zu lassen, eine Maßregel, durch welche die Gefahr zwar verringert, aber — wie dies spätere Schiffbrüche beweisen — keineswegs beseitigt wurde. Übrigens hat die ‚Mauterner Brücke' wiederholt eine strategische Rolle gespielt. So



Steiner Donaubrücke. Abbildung aus dem „Neuigkeits-Welt-Blatt" vom 20. April 1893.
(Alle Repros: Helmut Hörner, Wien)

1805, als sie Anfangs November in Asche gelegt wurde, um Mortier von Napoleon abzuschneiden, worauf der geniale Feldmarschalllieutenant Schmid den Franzosen in dem engen Defilé bei Dürnstein eine erste schwere Schlappe auf österreichischen Boden beibrachte, und 1866, als sie niedergebrannt wurde, um den anrückenden Preußen die Donaupassage zu erschweren."

Nach der Beschädigung durch den Eisstoß am 9. Februar 1983 ist das „Neuigkeits-Welt-Blatt" mit den Wiederherstellungsarbeiten nicht zufrieden; es schreibt am 20. April 1893:

„Schon damals (im Februar 1893) fürchtete man, das alterthümliche Gerümpel werde in seiner vorigen Gestalt wieder aus den Trümmern erstehen, und wirklich ist man jetzt mit einem Eifer, der einer besseren Sache werth wäre, daran, den ‚hölzernen Gattern' nach Möglichkeit zusammenzuflicken."

Das „Neuigkeits-Welt-Blatt" schließt jedoch optimistisch:

„Für den Ersatz des hölzernen Kolosses durch eine den Verkehrsbedürfnissen entsprechende Stein- und Eisenbrücke moderner Konstruktion ist eine Summe von 800000 fl. erforderlich. Sie ist bereits gedeckt: Zur Hälfte wird sie vom Staate und zu je einem Viertel vom Land und der Donauregulirungs-Unternehmung getragen.

Unser vorstehendes Bild zeigt die Steiner Donaubrücke vor und nach der Beschädigung durch den Eisstoß. Wie man sieht, ist gerade jener Theil weggerissen worden, welcher sich neben der auf die Brücke aufgesetzten Eisenkonstruktion befand."

LITERATURHINWEISE

Michaela Bauer-Karner, Die Stadterweiterung von Krems — Von ca. 1860-1914. In: JbLkNÖ NF 60/61 (1994-95) S. 65-102.

Werner Berthold/Elisabeth Burda-Buchner/Petra Ehgartner, Bibliographie. Die Stadt Krems und ihre Katastralgemeinden im Spiegel wissenschaftlicher Literatur 1970-1994. Vor 1970 in Auswahl. Ebenda S. 335-498.

Ernst Kalt, Krems einst und jetzt. 1000 Jahre Stadtentwicklung (Krems 1995).

Harry Kühnel/Franz Schönfellner (Hg.), Tausend Jahre Krems. Ein Jubiläumsbuch. Photographiert von Gerhard Trumler (Wien 1995).

Hermann Maurer

Eine Privatveröffentlichung Josef Höbarths

Schriftliche Äußerungen und Veröffentlichungen Professor Josef Höbarths gehören zu den Seltenheiten. Wie im Fachschrifttum mehrmals erwähnt, war Höbarth eben mehr ein „Praktiker", ein Tatmensch, bei dem die Schreibtischarbeit immer wieder aufgeschoben wurde und somit letztendlich zu kurz kam oder überhaupt unerledigt blieb.[1] Neben Kurzberichten in der Fachzeitschrift „Fundberichte aus Österreich" sind bisher nur einige kleine Aufsätze in lokalen Publikationsorganen bekannt geworden.[2] Sehr wichtig erscheint daher der Umstand, daß durch die Hilfe eines Wiener Antiquars und Buchhändlers, des Herrn Herbert Fiechtl[3], nun eine weitere — bisher gänzlich unbekannte — Veröffentlichung nachgewiesen werden kann. Diese wird folgend kurz beschrieben und in den nötigen forschungsgeschichtlichen Rahmen gestellt.

Museumsgründer Josef Höbarth (1891-1952)

Es handelt sich bei der gegenständlichen Veröffentlichung offensichtlich um ein in Handarbeit hergestelltes Werk in Kleinstauflage. Das Erscheinungsbild ist das eines Fotoalbums mit den Maßen 25 cm × 17,5 cm, wie diese in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts üblich waren.[4] Als

---

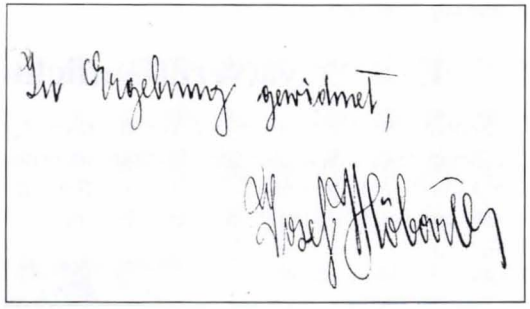
[1] Fritz Felgenhauer, Josef Höbarth. In: Nachrichtenblatt für die Österreichische Ur- und Frühgeschichtsforschung III (Wien 1954) S. 43. — Eine ausführliche Stellungnahme zu diesem Problem bei Friedrich Berg, Josef Höbarth. Zum 40. Todestag am 16. Dezember 1992. In: Wv 41 (1992) S. 393 ff.

[2] Folgende Veröffentlichungen seien genannt: Berichte in der Zeitschrift „Fundberichte aus Österreich" 1/1930-5/1950. — Josef Höbarth, Steinzeitliche Axtfunde. In: Wv 5 (1932) S. 47 und Schola Hornana 14 (1937) S. 9. — Ders., Wertvolle Grabungen und Urzeitfunde aus dem Gebiet des Manhartsberges. In: Illustrierter Volkskalender für das Jahr 1934. Die letzte Veröffentlichung wird zitiert nach Karl Lechner, Bibliographie zur Landeskunde der nördlichen Hälfte der Gaue Niederdonau und Wien (Leipzig 1940) S. 28.

[3] Herrn Herbert Fiechtl von der Firma Kuppitsch in Wien bin ich zu großem Dank verpflichtet. — Das Original wird jetzt in der Sammlung des Archives für die Waldviertler Urgeschichtsforschung in Horn aufbewahrt.

[4] Prof. Dr. Herbert Puschnik danke ich für seine freundschaftliche Hilfeleistung bei der Bestimmung der verwendeten Papiere.

Deckblatt wurde ein grauer strukturierter Karton verwendet. Darauf ist der Titel „BAIERDORF“ und „Lausitzer-Kultur“ in vergoldetem Stökkeldruck eingepreßt.



Widmung Josef Höbarths

Der Inhalt besteht aus zwölf unpaginierten Blättern grauen Naturpapiers mit imitiertem Rand nach Art eines geschöpften Papiers. Mit Ausnahme des ersten und des letzten Blattes tragen alle aufmontierte Fotografien des Horner Gymnasialprofessors Dr. Vladimir Fucyman, der mehrmals für das Höbarthmuseum tätig war. Dr. Fucyman war nicht nur Mathematiker, sondern auch leidenschaftlicher Amateurfotograf und als solcher in Horn sehr populär. Von ihm stammen Aufnahmen für wissenschaftliche Publikationen und für Werbemaßnahmen des Museums.[5] Josef Höbarth hat diese Fototafeln mit handschriftlichen Untertiteln versehen. Diese lauten in der gegebenen Reihenfolge wort- und satzgetreu wie folgt:

„Stadtturm, in welchem die berühmten Baierdorfer Funde untergebracht sind“
„Interieur Aufnahme mit den Baierdorfer Funden“
„Baierdorfer Lausitzergräberfeld. Fundstelle mit dem Grundbesitzer Karl Freyländer“
„Baierdorf, Schilfblattschwerter und Bronzemesser.“
„Bronzeschwert mit Tragzeug (Donautypus.)“
„Gravierung umseitigen Schwertes.“
„Gefäße aus Grab VI“
„Gefäße aus Grab V“
„Kanellierte Urne und Vase aus Grab V.“
„Kanellierte Schale. Grab VI.“

Gebunden ist das Werk mit einer aus zwei Strängen geflochtenen und mehrmals geknoteten dunkelroten Samtschnur.

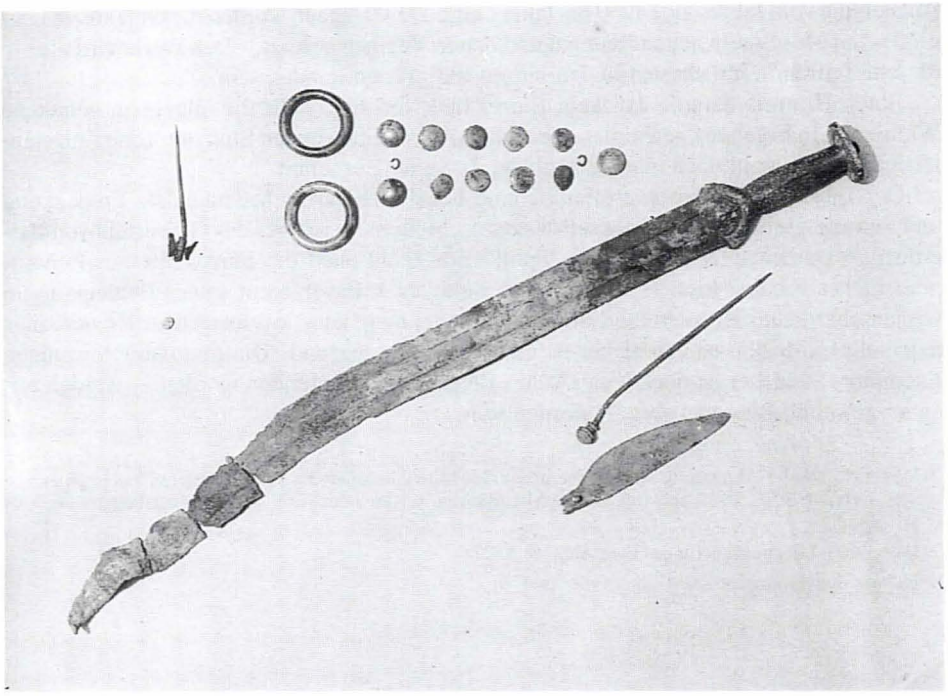
Der Entstehungszeitraum kann anhand zweier Fakten einigermaßen eng eingegrenzt werden. Der Inhalt des Werkes betrifft nämlich das im Herbst 1929 ausgegrabene Baierdorfer Gräberfeld der frühen Urnenfelderkultur.[6] Der Hinweis auf die Verwahrung der Funde im Stadtturm[7] und die abgebildeten Vitrinen belegen die Zeit der ersten musealen

---

[5] Dr. Vladimir (Waldemar) Fucyman (1897-1984) stellte Aufnahmen für die wissenschaftliche Arbeit von Richard Pittioni, Die urzeitliche Kulturentwicklung auf dem Boden des Waldviertels. In: Das Waldviertel, herausgegeben von Eduard Stepan, 7. Band, Wien 1937, S. 5 zur Verfügung. Auch der Werbeschaukasten des Höbarthmuseums im alten Horner Postamt enthielt fotografische Aufnahmen von ihm.
Von den hier vorliegenden Abbildungen tragen vier Stück auf dem unteren rechten Rand der Rückseite den handschriftlichen mit schwarzer bereits etwas verblaßter Tinte ausgeführten Vermerk „Phot. Aufnahme Dr. Fucyman“. Die restlichen Aufnahmen sind demselben Fotografen zuzuordnen, wie anhand einiger im Höbarthmuseum aufliegender Originalfotos mit Urhebervermerk auf der Rückseite deutlich gemacht werden konnte (für diesen Hinweis danke ich Herrn Hofrat Dr. Friedrich Berg, Wien).

[6] Josef Bayer, Jungbronzezeitliche Gräber bei Baierdorf, pol. Bez. Hollabrunn, Niederösterreich. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXI (Wien 1931) S. 209 ff. — Michaela Lochner, Studien zur Urnenfelderkultur im Waldviertel — Niederösterreich. In: Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 25 (Wien 1991) S. 25.

[7] Anton Beyerl, Höbarthmuseum der Stadt Horn. O. O. u. J. (Horn 1932) S. 13 f.



Bronzeschwert mit Tragzeug (Donautypus)

Gefäße aus Grab V

(Alle Repros: WHB-Archiv)

Aufstellung vom Jahresende 1930 bis Jahresmitte 1933. Danach wurden die Objekte im neueröffneten Museum in neuen Räumen und neuen Vitrinen gezeigt.[8] Das Werk wird also in diesem Zeitraum, am ehesten in den Jahren 1931/32, entstanden sein.

Einen Hinweis darauf, daß kein Einzelstück vorliegt, stellt die allgemein gehaltene Widmung „In Ergebung gewidmet, Josef Höbarth" auf dem ersten Blatt dar. Eine Einzelanfertigung hätte wohl doch eine persönliche Zueignung erhalten.

Der Inhalt dieser Privatveröffentlichung betrifft Höbarths bedeutendste Entdeckung und Rettungsgrabung, von der er selbst sagte: „Mein Stolz ist aber das Gräberfeld von Baierdorf".[9] Dementsprechend hat die Publikation wohl auch die Funktion eines Renommierstückes gehabt. Josef Höbarth wollte wohl, da J. Bayer[10] mit seiner Entdeckung in wissenschaftlicher Hinsicht die Lorbeeren erntete, nicht ganz leer ausgehen. Es wäre dies jedenfalls ein leicht verständlicher menschlicher Beweggrund! Die mutmaßlich wenigen Exemplare — bisher ist noch kein zweites Belegstück aufgefunden worden — werden nur an ausgewählte Personen verteilt worden sein.

---

[8] Vergleiche Josef Höbarth, Lebenserinnerungen. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft 3 (Wien 1953) S. 39 und freundliche Mitteilungen des im Jahre 1979 verstorbenen Präparators Karl Docekal.

[9] Höbarth, Lebenserinnerungen (wie Anm. 8) S. 22.

[10] Bayer, Jungbronzezeitliche Gräber (wie Anm. 6).

Peter L. Reischütz

Wird bald die nächste eingeschleppte Schnecke im Horner Becken erscheinen?

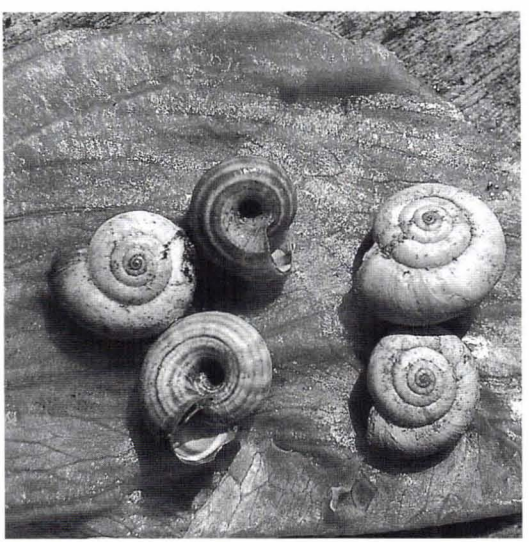
Jüngst berichteten REISCHÜTZ A. & P. 1995 und REISCHÜTZ A. & ZEITLBERGER 1996 über zwei eingeschleppte Schneckenarten im Horner Becken. Die in der Nähe eines Baumarktes gefundenen wärmeliebenden Faunenelemente überdauerten sogar den extremen Winter 1995/96.

Die Ausbreitung wärmeliebender Faunenelemente hängt möglicherweise mit Ausbreitungstendenzen auf Grund einer Klimaänderung zusammen. In Korneuburg und Umgebung besiedelt die Rotmündige Heideschnecke *Cernuella neglecta* (DRAPARNAUD 1805) die Straßenränder der B3 von der Wiener Stadtgrenze (Weißes Kreuz) bis zur Abzweigung nach Leobendorf, der Landesstraße bis nördlich des Teiritzberges, der Straße nach Kleinengersdorf und der Straße von Korneuburg zur Autobahnraststätte. Sie dürfte sich dabei auf die Straßenränder beschränken, da diese optimale Lebensbedingungen bieten. Die Einschleppung könnte über einen Baumarkt oder mit der Getreidesaat erfolgt sein. Die weitere Verbreitung ging sicher von der Deponie am Teiritzberg aus und wird durch Straßenpflegemaßnahmen weitergehen. Die Tiere kleben sich bei Trockenheit an Gegenstände jeder Art (auch Autos) und sind so leicht und weit transportierbar. Die weite Verbreitung und das

massenhafte Auftreten der Art lassen vermuten, daß die Einschleppung bereits Jahre zurückliegt. Sehr wahrscheinlich ist sie nach den Individuenzahlen auch die häufigste Landschneckenart Niederösterreichs.

Wir haben hier also eine weitere eingeschleppte Schneckenart vor uns. Bei ihr besteht auf Grund ihrer Biotopanforderungen aber vermutlich keine Gefahr, daß sie sich zu einem Schädling wie die Kapuzinerschnecke (= Lusitanische Wegschnecke) *Arion lusitanicus* (MABILLE 1868) entwickelt. Allerdings könnte sie auf Grund ihrer Massenvermehrungen die stark gefährdeten Arten der einheimischen Trockenstandorte auslöschen und auch für Erntemaschinen eine Defektgefahr werden.

Die Art ist bei Korneuburg in der Umgebung eines Baumarktes sehr häufig, der zur Zeit auch einen Betrieb in Horn errichtet. Da sich die Tiere im Trockenschlaf an Autos kleben, bleibt abzuwarten, wie lange es dauert, bis sie auch das Horner Becken erreichen.



Schalen der Rotmündigen Heideschnecke vom Weißen Kreuz bei Langenzersdorf.
(Fotos: Peter L. Reischütz, Horn)

Im Trockenschlaf an einem Begrenzungspfosten auf dem Teiritzberg bei Korneuburg klebende Rotmündige Heideschnecken.

LITERATUR

REISCHÜTZ A. & P. 1995: Wärmeliebende Tiere im Horner Becken. — Wv 44/55 (4): 391-393.

REISCHÜTZ A. & P. ZEITLBERGER 1996: *Monacha cantiana* (MONTAGU 1803) und *Monacha cartusiana* (O. F. MÜLLER 1774) im Horner Becken (Waldviertel, NÖ). — Nachr. bl. erste Vorarlb. malak. Ges. 4: 47-48.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

Berührendes Wiedersehen mit „geschichtsträchtigem" Koffer

Eine berührende Wiedersehensfeier, die breites Interesse in den heimischen und französischen Medien erregte, fand kürzlich im Waldviertler Aussiedlermuseum statt. Monsieur Colonel Armand Oldra, ein ehemaliger Kriegsgefangener der deutschen Wehrmacht im Offizierslager Edelbach, betrat 51 Jahre nach Kriegsende wieder österreichischen Boden. Anlaß dazu war ein Koffer mit seinem gesamten damaligen Besitz, den er im Bauernhaus der Familie Kohl in Merkenbrechts zur Aufbewahrung hinterließ. Sie hatte ihn nach seiner Flucht aus dem Camp aufgenommen und „aufgepäppelt".

Unter dem Titel „Der sprechende Koffer" fand vergangene Woche in Anwesenheit von NR Willi Sauer, BH HR Dr. Werner Nikisch, Stadtpfarrer Josef Nowak und vielen Vertretern des öffentlichen Lebens eine berührende Wiederbegegnungsfeier zwischen der Familie Kohl und Colonel Oldra statt. Sie hatten sich seit Kriegsende nicht mehr gesehen. Monsieur Oldra betonte, daß er nie vergessen werde, wie er — er wog damals bloß 40 kg — von der Familie Kohl zu essen bekommen hatte. Der Geschichte des Koffers und der monatelangen Suche nach seinem Besitzer durch Rolf B. Kleinschmidt von der „Allgemeinen Kulturinitiative" widmete sogar die französische Zeitung „Le Figaro" eine ganze Seite in ihrer Ausgabe vom 10. 11. Und ein ORF-Team begleitete Colonel Oldra auf seiner Reise in die Vergangenheit nach Edelbach und Merkenbrechts, wo ein Stück Lebensgeschichte für den ehemaligen Gefangenen für kurze Zeit Gegenwart wurde.

Bereits am Vortag wurde die Familie Oldra von der Französischen Botschaft im Palais Clam Gallas empfangen, wo dem Colonel ein Duplikatkoffer mit seinen Dokumenten, persönlichen Briefen und Fotos überreicht wurde. Der Originalkoffer verbleibt im Aussiedlermuseum Allentsteig, wo ihn die Besucher besichtigen können.

NÖN/Zwettler Zeitung, 28. 11. 1996

Eggenburg

Eggenburger Funde halten in neues Bronzezeit-Buch Einzug

Zwei uralte Ausstellungsstücke des Krahuletz-Museums kommen zu literarischen Ehren. Sie werden in dem neuen Buch „Deutschland in der Bronzezeit" des Mainzer Wissenschaftsautors Ernst Probst abgebildet. Der 580 großformatige Seiten umfassende Band beschreibt auch sämtliche Bronzezeit-Kulturen Österreichs. Bei den alten Funden, die in dem neuen Buch zu sehen sind, handelt es sich um prächtig verzierte Scheibenkopfnadeln der frühbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur (etwa 2300 bis 1600 v. Chr.) aus Neudorf bei Staatz und um ein Tongefäß der mittelbronzezeitlichen Hügelgräber-Kultur (etwa 1600 bis 1300 v. Chr.) aus Maisbirbaum.

Sowohl die Nadeln aus Neudorf als auch das Tongefäß aus Maisbirbaum gehörten zu größeren archäologischen Funden. In Neudorf hatte man ein Depot entdeckt, das zahlreiche metallene Schmuckstücke umfaßte. In Maisbirbaum sind zwei Depots einer Töpferei mit 52 Tongefäßen ausgegraben worden. Der Bronzezeitband zeigt übrigens auch ein Portrait des Eichmeisters und verdienten Heimatforschers Johann Krahuletz (1848 - 1928), der 1902 das Museum gegründet hat und nach dem es benannt ist.

NÖN/Horn-Eggenburg, 17. 10. 1996

Bürgerspital „Schatzkammer" für umfassendes Stadtarchiv

Über 400 Urkunden — die älteste stammt aus 1277 — befinden sich im Stadtarchiv, das nun im Bürgerspital untergebracht ist. 1890 im Rahmen einer Feuerbeschau zufällig am Dachboden des Rat-

hauses entdeckt, wurden die 400 Kartons füllenden Archivalien vom Landesarchiv geordnet und fanden nun einen neuen Platz. Die Idee, das Bürgerspital nach der Revitalisierung für diesen Zweck zu verwenden, stammt von Burghard Gaspar, seit 1995 (ehrenamtlicher) Archivar der Stadtgemeinde. „Neben vielen alten Urkunden verfügen wir über alle Gemeinderatsprotokolle von 1551 bis in unsere Zeit herauf und das Herrschaftsarchiv von Kattau", verweist Gaspar auf historische Schätze, die nun in vier Räumen und dem Gang des ersten Stocks des früheren Bürgerspitals gelagert sind.

Gaspars Aufgabe, die ihn in den nächsten zwei Jahren beschäftigen wird, ist die Inventarisierung (per Computer), dann stehen praktisch „auf Knopfdruck" Informationen für alle Bürger (etwa zu Namen oder Häusern der Stadt) zur Verfügung. Reges Interesse der Bevölkerung sorgte am Tag der offenen Tür im Rahmen der Kulturwoche für starken Andrang in den alten Gewölben. Neben dem Inventarisieren des Bestands will sich Burghard Gaspar in Zukunft aber auch seiner weiteren Forschungsarbeit widmen. Bis ins Jahr 1780 reichen die Chronikbände des früheren Stadthistorikers Ludwig Brunner. Über zwei Jahrhunderte „neuere" Geschichte warten noch auf ihre publizistische Aufbereitung.

Martin Kalchhauser, NÖN/Horn-Eggenburg, 8. 11. 1996

Eisgarn

Von der „Jakobsleiter" bis zum Stiftskonzert

Kulturvielfalt wurde am 5. Oktober in der Propstei geboten. Ein Kapitel aus dem Alten Testament nahm der St. Pöltner und Präsident des St. Pöltner Künstlerbundes Friedrich Martin Seitz als Grundlage für seine Objekte. „Die Jakobsleiter" hat Seitz in verschiedenen Variationen und mit unterschiedlichsten Materialien dargestellt.

Im Anschluß an die Ausstellungseröffnung, die Propst Küchl vornahm, gab das bereits international bekannte Prager Bläserquintett (bestehend aus Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn) einen Konzertabend. Der Bogen der Werke spannte sich von Kompositionen aus dem 17. Jahrhundert bis zu jenen der Gegenwart. Unterschiedlich daher auch die Klangvielfalt und Spielart. Ob konventionell oder zwölftönig, die vier Musiker und eine Musikerin sorgten für einen meisterlichen Abend, dem auch zwei Komponisten deren Werke aufgeführt wurden, lauschten: Horst Ebenhöh aus Krems und Kurt Anton Hueber aus Wien.

NÖN/Gmünder Zeitung, 10. 10. 1996

Göttweig

Mangel an Sängerknaben: Stifts-Chor vor Comeback

Als es nach dem Krieg wenige Sängerknaben im Stiftsinternat gab, behalf man sich mit einem gemischten Chor aus sangesfreudigen Frauen und Männern zur musikalischen Gestaltung der Festmessen. Nun ist man in einer ähnlichen Situation und möchte daher den „Stifts-Chor Göttweig" wieder zum Leben erwecken. Diesen gab es bis 1949 und dann zusammen mit den Sängerknaben bis 1972.

Aber jetzt ist die Anzahl der Sängerknaben wieder relativ gering. Zuletzt war man bei Hochfesten vermehrt auf die Aushilfe „Ehemaliger" angewiesen. Nicht zuletzt deshalb sucht man sängerisch ambitionierte Damen und Herren aller Stimmlagen, die im Stifts-Chor mitwirken wollen. Schon während der Advent- und Weihnachtszeit ist an die Mitgestaltung bei Gottesdiensten in der Stiftskirche gedacht, in nicht allzuferner Zeit sollen auch Kirchenkonzerte und andere künstlerische Darbietungen folgen. In Dr. Franz Peter Constantini wird man einen versierten Chorleiter haben.

NÖN/Kremser Zeitung, 11. 11. 1996

„Big Band Formation Horn": Aus Idee wurde Wirklichkeit

Weil zur ersten Probe nur ganze fünf Mann erschienen waren, wollte er schon das Saxophon in die Ecke stellen. Aber er hatte nicht mit eifrigen Mitstreitern gerechnet. Er, das ist HS-Dir. Roland Gatterwe, der nach Beendigung der Ära des „Horner Tanzorchesters" 1994 eine echte Big Band im Stil Glenn Millers zum Leben erwecken wollte. „An die 20 Kapellen im Waldviertel schrieb ich, ganze vier Mann kamen am 1. April 1995 zu mir", erinnert er sich. Aber sechs Wochen später hatte Kollege Engelbert Hasslinger an die 30 Instrumentalisten herbeigezaubert, Noten besorgt — die erste fruchtbringende „Session" begann.

Als musikalischer Kopf kristallisierte sich bald Christoph Gottschalk heraus. Er verstand es, die Gruppe zu homogenisieren: Die „Big Band Formation Horn" war geboren.

„Konzertante Aufführungen für Liebhaber und zum eigenen Vergnügen zu spielen", formuliert Gatterwe das Ziel der Band. „Wir wollen keine Kommerzband sein und Unterhaltungsmusik liefern."

Rupert Kornell, NÖN/Horn-Eggenburg, 10. 10. 1996

40 Jahre Volkshochschule war Anlaß für großes Fest

Mit der Eröffnung der neu adaptierten Räumlichkeiten begannen die Feierlichkeiten der Volkshochschule anläßlich ihres 40jährigen Bestandsjubiläums. Mag. Rudolf Strümpf, Leiter der Volkshochschule: „In den Gründungsjahren standen Vortragsreihen und Reiseberichte auf dem Programm; parallel zum Wandel der Zeit änderte sich auch der Bedarf an zusätzlichen Kursangeboten, EDV, Sprachkurse, aber auch Tanzwochen, Literaturprojekte usw. fanden Zuspruch!"

Dr. Judita Löderer vom Verband der österreichischen VHS bemerkte in einem Kurzreferat: „Interessant ist die Veränderung der weiblichen und männlichen Teilnehmer im Laufe der Jahre. In den 70er Jahren hielten sich die beiden Teilnehmergruppen die Waage, zu Beginn der 80er überwog der Anteil der Männer, seither aber steigt die Anzahl der weiblichen Teilnehmer, wobei sich in den letzten Jahren die Differenz signifikant vergrößerte!"

Die eigentliche Eröffnung des innenarchitektonisch neugestalteten Gangbereiches und der erweiterten Seminarräume im 2. Stock erfolgte durch Dir. Rudolf Warringer von der Sparkasse Horn. „Bilder aus dem Poigreich", eine Diaschau mit Musik von Dr. Engelbert Reis, untermalte den Festakt. Judo zum Kennenlernen für Groß und Klein präsentierte der Judoclub, Tanz zum Mitmachen für alle von Helene Graf-Mörwald rundete das gelungene Fest ab. *NÖN/Horn-Eggenburg, 10. 10. 1996*

GMV: Musik und Geselligkeit dominieren seit 140 Jahren

Über 150 Mitglieder und Gäste trafen sich anläßlich des 140-Jahr-Jubiläums des Gesang- und Musikvereins Horn im Gasthof Blie. Bei dem wirklich festlichen Vereinsabend kamen beide Vereinsziele — Musik und Geselligkeit — voll zur Geltung. Obmann Mag. Leopold Raab begrüßte Abordnungen aus Eggenburg, Gars, Groß-Siegharts, Langau und Pulkau, deren Obmänner ihren Verein kurz vorstellten, Gars und Pulkau auch mit musikalischen und freundschaftlichen Präsenten. Vom Veranstalter hörte man den Kinder- und den Jugendchor.

Einen kurzen Auszug der langen Geschichte des Vereins brachte Chronist Dr. Friedl Hradecky, die Grüße des Sängerbundes der Obmann des Waldviertler Sängerkreises, N. Hellmuth Fischer. Den krönenden Abschluß des in Kommersform gestalteten Abends bildeten zahlreiche Auszeichnungen: Das Sängerbundabzeichen in Bronze erhielten Claudia und Christian Langer und Fiona Langthaler, das in Silber Irmgard Obenaus, Hildegard und Heribert Riegler sowie Hannes Unterweger, das in Gold Dr. Wilhelm Scheidl. Die Bundesmedaille in Bronze bekamen Gerda Erdner, Erika Daniel und Dkfm. Isolde Kautschitz, die in Silber Engelbert Manhart, OStR. Karl Mühlöcker, Helga Prihoda,

OSR Karl Rauscher, Karl Schlosser und Dr. Wilhelm Scheidl, die in Gold Mag. Helmut Hagel, Dr. Erich Lindner und Luzia Perlinger; den Ehrenbrief des Österreichischen Sängerbundes schließlich Walter Cadilek, OSR Leopold Raab und Hans Unterweger senior.

Zwischen den einzelnen Programmblöcken ertönte eine von Prof. Herbert Lazarus komponierte Festfanfare; dieser dirigierte auch eine Reihe gemeinsamer Chöre — eine mächtige regionale Harmonie!

NÖN/Horn-Eggenburg, 17. 10. 1996

Kamptal

Kulturpark Kamptal zieht Bilanz: „Hier herrscht Aufbruchstimmung"

„Die Bilanz des Eröffnungsjahres ist für den Kulturpark Kamptal beeindruckend. Wenn anderswo von Einbrüchen im Tourismus gejammert wird, so herrscht hier Aufbruchstimmung", berichtet das Team vom Kulturpark Kamptal. Die Bilanz für 1996, dem offiziellen Eröffnungsjahr für den Kulturpark, kann sich wirklich sehen lassen. Zahlreiche Erlebnispunkte konnten eröffnet werden, insgesamt gab es steigende Besucherzahlen bei den Kulturereignissen und Sehenswürdigkeiten und viele Anfragen.

Die einst beliebte Sommerfrische im südlichen Kamptal und im Gebiet des Manhartsberges konnte sich mit dem Kulturpark ein neues Image als besondere Kultur- und Tourismusregion geben. Die offizielle Eröffnung erfolgte zu Pfingsten. Über 4000 Besucher kamen in den ersten Tagen der Einladung nach, die neuen Ausstellungen an den Eingangstoren in Eggenburg, Horn und Langenlois zu besuchen. Nicht weniger stimmungsvoll war der Festreigen der Eröffnungen für die neuen Kulturpark-Erlebnispunkte von Juni bis Oktober. Auch das Gästeservice wird belohnt, denn schon das Pilotprojekt 1995 mit einem eigenen Veranstaltungskalender hat großen Anklang gefunden. Die Gästeinformationsstellen bei den Eingangstoren finden regen Zuspruch.

Für 1997 ist alles vorbereitet: Die Radregion Kamptal wird Realität. Das große Eröffnungsfest wird vom 1. bis 4. Mai 1997 stattfinden. Kernpunkte sind dabei der Radweg entlang des Kamp, der Urzeit-Radweg sowie der Bertha von Suttner- und der Klosterradweg. Darüber hinaus werden weitere Erlebnispunkte eröffnet. Der Kulturkalender 1997 wird fertiggestellt. Auch will man eine Gästezeitung herausgeben. Vor allem werden originelle Urlaubs-Packages zusammengestellt, die eine Verstärkung in der Zusammenarbeit von Kultur und Tourismus bringen. In Vorbereitung ist auch eine eigene Klubkarte. Der konsequente Werbefeldzug wird mit gemeinsamen Auftritten der Gemeinden im Kulturpark Kamptal fortgesetzt.

NÖ Landeskorrespondenz, 18. 12. 1996

Krems

Die Gozzo-Burg darf nicht verfallen: Neue Nutzung?

„Verfallen lassen können wir sie nicht!" Das war der einhellige Tenor nach einer Besprechung über die Zukunft der Gozzo-Burg auf dem Hohen Markt. Nun wird über künftige Nutzungsmöglichkeiten nachgedacht, vor allem aber der notwendige Finanzaufwand für die Sanierung und Adaptierung berechnet. Damit hat Bürgermeister Hölzl die GEDESAG beauftragt, die das Haus Nr. 11 verwaltet, das sich im Gemeindebesitz befindet. Der große Rest der früheren Stadtburg ist im Besitz der Familie Mayr. Erste Schätzungen beziffern den Aufwand mit rund 100 Millionen Schilling, wovon knapp die Hälfte über Wohnungen wieder hereinkommen könnte.

Interesse daran wurde bereits seitens der Donau-Uni gezeigt, die Unterkünfte für Studenten und Vortragende sucht. Als Nutzer im Gespräch ist auch das Institut für Mittelalterliche Realienkunde, derzeit im Kulturamt am Körnermarkt beheimatet. Interessant klingt die Idee, das Standesamt in die Gozzo-Burg zu übersiedeln und die Katharinenkapelle als Trauungsraum zu nutzen. Als „Testballon" wurde das Objekt von privater Seite im Internet angeboten, und es gab Angebote in Höhe von

30 Millionen. Vize Sacher schrieb die Aktion Bgm. Hölzl in die Schuhe und bezichtigte ihn, „das Familiensilber zu verscherbeln". *Karl Pröglhöf, NÖN/Kremser Zeitung, 11. 11. 1996*

Erinnerungen an längst schon vergessene Dinge

Unter dem Titel „Phantastischer Regionalismus" präsentierten Fritz Gall und Hubert Höllebauer Skulpturen und Bilder mit engem Bezug zur Region. Ihr Anliegen ist es, so Hubert Höllebauer, „in Vergessenheit geratene Dinge, Bräuche und Traditionen wieder ins Leben zu rufen". Zu den Talenten der beiden heimischen Künstler meinte Bgm. Franz Hölzl: „Hubert Höllebauer fängt die Weinstimmung und die Lößgegend ein, und wie achtlos wir an den Geschöpfen der Natur vorbeigehen, zeigt uns Fritz Gall. All das soll uns die Landschaft und Natur, die uns umgibt, wieder näherbringen."

NÖN/Kremser Zeitung, 25. 11. 1996

Langenlois

Bücherei auf Lokalsuche: In Schiltingerhof-Keller?

Die Suche nach einem neuen Lokal für die Stadtbücherei wird intensiviert. Dies entspricht — nach Auswertung einer Fragebogenaktion — auch dem Wunsch von rund der Hälfte der Leser. Derzeit ist die Stadtbücherei in den „muffigen und feuchten" (Leser-Antworten) Räumlichkeiten der einstigen Stadtpolizei im Museumsgebäude untergebracht. Aufgrund der engen Raumverhältnisse ist eine Ausweitung des derzeitigen Büchereibestandes von 3700 Büchern auf neue Gebiete wie Zeitschriften und Spiele aber nur schwer möglich.

In dieser Woche befaßt sich ein Arbeitskreis der Stadterneuerung mit diesem Themenkreis. Ein Bücherei-Experte hat kürzlich mehrere mögliche Standorte inspiziert und tendiert zum Kellertrakt des Schiltingerhofes in der Walterstraße. Das Problem: Dieses Objekt liegt nicht so bequem im Zentrum. Das Befragungsergebnis zeigt aber, daß zwei Drittel der Leser einen Besuch der Bücherei — sie verzeichnet bei 800 eingeschriebenen Lesern 10000 Entlehnungen pro Jahr — mit dem Einkauf oder anderen Besorgungen in der Stadt verbinden. Überlegt wird neben einer Umstellung auf EDV auch versuchsweise die gewünschte Erweiterung der Öffnungszeiten: Ab Jänner will man jeden Samstag eine Stunde offenhalten. *Karl Pröglhöf, NÖN/Kremser Zeitung, 2. 12. 1996*

Melk

Gemeinderat Aburumieh übernahm die Agenden des Forums Melk

Regierungsrat Anton Bayr legte nach 12jähriger Tätigkeit die Obmannschaft des Forums Melk zurück. Die neue Obfrau ist die bisherige Stellvertreterin GR Margarethe Aburumieh. Auf Initiative von NR Bayr wurde im Jahre 1984 das Forum gegründet, mit dem Ziel, eine Plattform für die Diskussion gesellschaftspolitischer aktueller Themen sowie für die Entwicklung kultureller Initiativen zu sein. Die erste Veranstaltung fand am 4. April 1984 im Stiftsrestaurant statt. Referent war Wirtschaftsbundgeneralsekretär Dr. Schüssel. Als Referenten konnten weiters unter anderem gewonnen werden: Vizebgm. Dr. Busek, Präsident Kaindl, Präsident Derfler und Landesrat Prokop.

Obmann Bayr organisierte fünf Melker Kulturspektakel, den Umweltschutztag in Pöchlarn, Literaturabende, das Fest der 1000 Lichter auf der Donau, beim Donaufestival 25 Veranstaltungen, mehrmals das Burgfest auf der Mollenburg, den zeitgenössischen Herbst, erstellte 1990 das Tourismuskonzept für die Region Melk und veranstaltete sechs Sänger- und Musikantenfeste in Melk. Sehr großen Anklang fand auch der Kultur- und Kirchenführer für das Ysper- und Weitental im Jahre 1988. Bezirksparteiobmann NR Karl Donabauer und Bezirksgeschäftsführer Herbert Blecha bedankten sich beim Gründungsobmann. *NÖN/Melker Zeitung, 20. 11. 1996*

Niederösterreich

Dritte „NÖ Museumskuchenverteilung" in Hollabrunn: Experten diskutierten anstehende Fragen der NÖ Museen

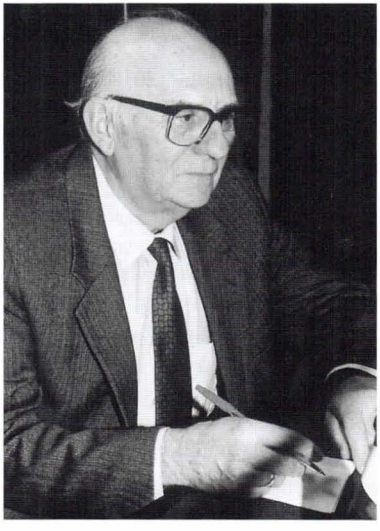
Das Museum „Alte Hofmühle" in Hollabrunn war kürzlich Schauplatz einer Diskussionsveranstaltung, bei der namhafte Persönlichkeiten aus dem Kulturbereich zum dritten Mal unter dem Motto „NÖ Museumskuchenverteilung" anstehende Fragen der NÖ Museen diskutierten. Dr. Edgar Niemeczek von der NÖ Heimatpflege beschäftigte sich in seinem Referat mit dem neuen NÖ Kulturförderungsgesetz, insbesondere mit der neuen Situation und den Möglichkeiten, die sich im Rahmen der geplanten Förderrichtlinien der NÖ Kulturabteilung für die Museen ergeben. Die anschließende Diskussion zeigte, daß hier ein besonders sensibles Thema aufgegriffen wurde. Für heftige Diskussionen sorgte auch der Beitrag „Das liebe Geld — Finanzierungsmöglichkeiten außerhalb öffentlicher Stellen" des steirischen Kulturmanagers Karl Posch. Dabei ging es vor allem um das Selbstbewußtsein der Museen, das verbessert werden muß, wenn private Geldgeber zu Investitionen im Museumsbereich veranlaßt werden sollen.

Wie man in Zeiten restriktiver Subventionspolitik auch in Niederösterreich durch „Privatisierung eines Museums" ein umfangreiches Ausstellungs- und Publikumsprogramm etablieren kann, zeigte Dr. Ernst Bezemek, Institut für Landeskunde, anläßlich der Vorstellung seines Hollabrunner Museumskonzeptes. Dieses Konzept sieht die wissenschaftliche Aufarbeitung von Kunst, Kultur und Natur im gesamten Bezirk Hollabrunn vor. Wichtig für die heimische Museumsarbeit sind natürlich auch internationale Erfahrungen. Diesen Teil übernahm diesmal Dr. Christof Wolters vom renommierten Institut für Museumskunde in Berlin, der unter dem Titel „Sammelwut kontra Sammelstrategien — Vom Wert der Objektgeschichte(n)" über die Möglichkeiten und die Grenzen des Sammelns und der wissenschaftlichen Aufarbeitung systematischer Sammelaktionen referierte.

Die Diskussionsveranstaltung wurde von der Interessengemeinschaft NÖ Museen und Sammlungen, der NÖ Heimatpflege, dem NÖ Bildungs- und Heimatwerk sowie dem NÖ Landesmuseum durchgeführt.

NÖ Landeskorrespondenz, 12. 11. 1996

Karl Gutkas 70: Prägte Kultur und Geschichtsforschung des Landes



Landeshistoriker Karl Gutkas
(Foto: WHB-Archiv)

Der Chronist der niederösterreichischen Landesgeschichte, Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas, wurde am 16. Dezember 70 Jahre alt. Obwohl als Hochschullehrer und St. Pöltner Kulturamtsleiter schon in Pension, setzt Dr. Gutkas seine Tätigkeit als Forscher, Chronist und Buchautor weiter fort.

Geboren am 16. Dezember 1926 in Sauggern, Gemeinde Ludweis-Aigen, Bezirk Waidhofen an der Thaya, besuchte Gutkas das Gymnasium in Hollabrunn und studierte Geschichte in Wien. Von 1950 bis 1991 war er Leiter der Schul- und Kulturverwaltung der Stadt St. Pölten. In dieser Funktion war Gutkas auch durch 40 Jahre Vertreter der Stadt im Vorstand des NÖ Tonkünstlerorchesters und organisierte rund 500 Konzerte. Im Vorstand des Verbandes der NÖ Volkshochschulen arbeitete er seit 1957. Von 1969 bis 1993 war er dessen erster Landesvorsitzender. In diesen Jahren fungierte er auch als Vorstandsmitglied des Verbandes Österreichischer Volkshochschulen.

1965 habilitierte er sich an der Universität Wien für Österreichische Geschichte mit besonderer Berücksich-

tigung der historischen Landeskunde, 1971 wurde er a. o. Universitätsprofessor, 1987 Hofrat. Seine wissenschaftliche Tätigkeit betraf vorwiegend den Bereich der Landesgeschichte Niederösterreichs (Geschichte des Landes Niederösterreich, 6. Auflage 1983, Geschichte Niederösterreichs im Bild, 1994. Landeschronik Niederösterreich 1990, ²1994), weiters die vergleichende Stadtgeschichtsforschung. Insgesamt stammen rund 300 Publikationen von ihm, darunter 12 Bücher, etwa 150 Aufsätze zur Geschichte Österreichs oder Niederösterreichs, rund 120 Aufsätze zur Geschichte der Stadt St. Pölten. 1995 scheint er als Mitherausgeber der Neuauflage des „Österreich-Lexikons" auf. Gutkas war wissenschaftlicher Ausstellungsleiter bei den Landesausstellungen „1000 Jahre Babenberger in Österreich" 1976 in Lilienfeld, „Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II." 1980 in Melk, „Prinz Eugen und das barocke Österreich" 1986 in Schloßhof und Niederweiden. Daneben gestaltete er Ausstellungen auf der Schallaburg, im Schloß Pottenbrunn und im Stadtmuseum St. Pölten.

1979 wurde ihm das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse verliehen, weiters das Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich, der Würdigungspreis des Bundeslandes Niederösterreich und viele andere Auszeichnungen.

NÖ Landeskorrespondenz, 10. 12. 1996

Ausstellungsjahr 1997: Keine Landesausstellung, trotzdem großes Angebot

Ein überaus großes Angebot an Ausstellungen erwartet die Besucher Niederösterreichs auch heuer, obwohl es keine eigentliche Landesausstellung gibt. Einer der Höhepunkte: „Zeugen der Intimität — Privaträume der kaiserlichen Familie und des böhmischen Adels. Aquarelle und Interieurs" auf Schloß Schallaburg, eine Ausstellung, die vom 26. April bis 26. Oktober gezeigt wird und in der man erstmals unbekannte oder längst verloren geglaubte Darstellungen alter böhmischer Adelssitze und die damit korrespondierenden Originalmöbel sehen kann. Thematisch paßt diese Schau zum Schubert-Jahr.

Ein weiterer Höhepunkt ist die Schau „Ein Land sammeln" von April bis Oktober in der St. Pöltner Ausstellungshalle. Es ist eine Selbstdarstellung des NÖ Landesmuseums und Bestandsaufnahme der Schätze des Landes knapp nach der Schließung des alten und vor der Errichtung eines neuen Landesmuseums in St. Pölten. Daran schließt eine Ausstellung über die Alpen an, erster Teil einer Reihe von Ausstellungen über europäische Großlandschaften. Der Ostarrichi-Kulturhof hat sich im Jahr nach der Länderausstellung eine Sonderausstellung über das Bistum Freising vorgenommen. Diese Ausstellung wird vom 1. Mai bis 2. November gezeigt.

In Stiften und Schlössern wird eine Vielzahl interessanter Sonderausstellungen gezeigt. Stift Geras präsentiert beispielsweise Kunstschätze aus dem Stift und Stiftspfarren, Stift Altenburg die Sonderausstellung „Das alte Kloster — Baukunst und Mönchsleben", Stift Heiligenkreuz eine Sonderausstellung über Hummelfiguren und deren Schöpferin Maria Innozenzia Hummel. Alle anderen Stifte und Klöster repräsentieren sich überwiegend in hervorragend restauriertem Zustand und zeigen ihre Stiftssammlungen. In Schloßhof und Niederweiden zeigt der Marchfelder Schlösserverein heuer die Ausstellung „Maria Theresia und der Alltag im Barock", und Schloß Luberegg hat sich die Schau „Das kaiserliche Biedermeier" vorgenommen und Schloß Pottenbrunn eine Sonderausstellung zum Thema „Jugendstil". In vielen anderen Schlössern laufen Dauerausstellungen weiter.

NÖ Landeskorrespondenz, 14. 1. 1997

Oberndorf/Melk

Oberndorf erhält Kulturwerkstatt: „Altes Kino" wird revitalisiert

Im Gasthof Florian Mitterauer in Oberndorf an der Melk gibt es einen Festsaal, der in den fünfziger und sechziger Jahren zum Kino umfunktioniert wurde und seit dem „Kinosterben" nur mehr sehr wenig genützt wird. Nunmehr hat sich ein Verein Kulturinitiative Oberndorf gebildet, der aus dem „alten Kino" mit Unterstützung aus dem NÖ Regionalisierungsprogramm eine Kulturwerkstatt

macht. Unter starker Einbindung von Mostviertler Künstlern, aber auch von national und international bekannten Künstlern sollen hier laufend Aktivitäten stattfinden: Konzerte unterschiedlichster Musikrichtungen, Kabarett, Kindertheater, Vorträge, Diskussionen, Ausstellungen, Workshops und anderes mehr. Darüber hinaus wird in Zusammenarbeit mit der Jugendabteilung der Bezirkshauptmannschaft Scheibbs eine Jugendwerkstatt eingerichtet. Hier können junge Menschen Projektideen entwickeln und realisieren.

Für die Einrichtung der Kulturwerkstatt sind Adaptierungs- und Renovierungsarbeiten im Festsaal und in den dazugehörenden Nebeneinrichtungen notwendig. Sie werden rund 1,43 Millionen Schilling erfordern. Die Förderung aus dem Regionalisierungsprogramm beträgt 494000 Schilling; 40 Prozent davon können aus dem EU-Strukturfonds für Ziel 5b-Gebiete angesprochen werden.

NÖ Landeskorrespondenz, 27. 12. 1996

Pöchlarn

Franz Knapp erhielt zu seinem 80er besondere Auszeichnung der Stadt

Eine besondere Auszeichnung wurde Franz Knapp zuteil: Er erhielt am Freitag von Bgm. Rupert Strauß den Ehrenring der Stadt Pöchlarn. Franz Knapp, als „malender Fährmann" weit und breit bekannt, feiert am 20. November seinen 80. Geburtstag. „Der malende Fährmann" — so heißt auch ein Marsch, den Prof. Gerhart Banco für Franz Knapp komponiert hat und der bei der feierlichen Überreichung des Ehrenrings zum ersten Mal von der Stadtkapelle Pöchlarn gespielt wurde.

Die Laudatio hielt Vizebürgermeister Hans Klimmer. Er würdigte Knapp als Mitbürger und Familienmenschen, als Künstler und „als unermüdlichen Künder seiner Heimatstadt Pöchlarn, als den wir ihn nicht hoch genug schätzen können". Der Riedlinger Vizebürgermeister Martin: „Auch in Riedlingen hat Franz Knapp viele Herzen im Sturm erobert, nicht nur wegen seiner künstlerischen Arbeit, sondern auch wegen seiner Geselligkeit und liebenswürdigen Art."

Renate Hinterndorfer, NÖN/Melker Zeitung, 20. 11. 1996

Pöggstall

Großes Bezirkserntedankfest

Ein strahlender Pöggstaller Bgm. Josef Nagl beim Bezirkserntedankfest am Sonntag: „So viele Besucher hat Pöggstall schon lange nicht mehr gesehen." Weit mehr als 1000 Besucher aus nah und fern, dazu viele Ehrengäste und ein toller Festzug mit vielen Erntewägen aus dem Kammerbezirk. Das alles beim 90-Jahr-Jubiläum des Bauernbundes und 20 Jahre Arbeitsgemeinschaft der Bäuerinnen. Genau 40 Gruppen zu Fuß, mit Zugtieren und Zugmaschinen, bewegten sich durch den Markt zur Kundgebung am Hauptplatz. Dazu vier Musikkapellen (Weitental, Laimbach, Raxendorf und Pöggstall), die der Veranstaltung den musikalischen Rahmen gaben.

Die Volkstanzgruppe Neukirchen tanzte, der Bäuerinnenchor sang, und die Besucher drängten sich dicht an den Festzug heran, um vieles Beachtens- und Bestaunenswerte zu bewundern. Geräte und Maschinen aus alten Zeiten wurden entstaubt und einem staunenden Publikum gezeigt, großteils noch einsatzbereit. Ein Querschnitt durch das Leben, Wirken und Schaffen des Bauernstandes gestern und heute.

Friedrich Reiner, NÖN/Melker Zeitung, 2. 10. 1996

Raabs

Wichtige Keramikfunde

Interessante Ergebnisse erbrachten die Grabungen auf der „Flur" Sand bei Raabs. Vor einigen Jahren wurde im Zuge einer archäologischen Landschaftsbegehung im Gebiet der ehemaligen Graf-

schaft Raabs in der Nähe von Oberpfaffendorf eine befestigte Siedlung aus dem 10. Jahrhundert entdeckt. Die Keramikfunde weisen tiefer als die schriftlich überlieferten Daten, die erst in Zusammenhang mit der Burg Raabs im 12. Jahrhundert beginnen.

Seit nunmehr drei Jahren finden jährlich Grabungen statt, die unter der Leitung von Univ.-Doz. Dr. Sabine Felgenhauer durchgeführt werden. „Die letzten Ergebnisse brachten zutage, daß die Geschichte der hochmittelalterlichen Burg Raabs und der umliegenden Grafschaft wegen der zeitlichen und räumlichen Nähe nun doch im Zusammenhang mit der neuentdeckten Anlage gesehen werden muß", resümiert Prof. Felgenhauer die gewonnenen Erkenntnisse. Insgesamt kann man sagen, daß die bisherigen archäologischen Aktivitäten auf Flur Sand die mittelalterliche Geschichte dieses Raumes um ca. zwei Jahrhunderte zurückbrachten und sprechen von dem Versuch einer Herrschaftsbildung im ausgehenden 9. Jahrhundert. Eine Klärung erwartet man sich auch über die Zusammenhänge mit dieser slawischen Siedlung und der Burg Raabs. *NÖN/Waidhofen, 24. 10. 1996*

Moderne Kunstwerke bei Ausstellung in der Raika

Zum 25jährigen Jubiläum der Raiffeisenkasse wurde am 24. 10. der Kunstraum der Bank mit einer interessanten Ausstellung eröffnet. Nach der Begrüßung durch Obmann DI Hubert Mayrhofer erklärte Prof. Franz Part, einer der beiden künstlerischen Organisatoren, das Motto der Ausstellung „Multiple", deren bedeutendste Künstler Andy Warhol, Joseph Beuys und Marcel Duchamps sind: „Unikate gehen meist für die breite Öffentlichkeit verloren, daher gingen die Künstler daran, mittels verschiedener Drucktechniken für eine billigere Verbreitung ihrer Werke zu sorgen."

Ecke Bonk, sein organisatorischer Partner, erläuterte das Wesen dieser Kunstrichtung: „Wichtig ist nicht das Werk selbst, sondern die Entscheidung, die man trifft. Die Objekte wirken als Provokation und regen so den Betrachter zum Nachdenken an." Chris Lackner von der Galerie Stadtpark Krems gab ihre Gedanken zum Thema „Multiple in der modernen Kunst" zum besten und legte in ihren Ausführungen dar, daß diese Strömung in der Kunst zu einem größeren Bekanntheitsgrad führe und seit Anfang dieses Jahrhunderts eine Gegenströmung zum Original darstelle.

NÖN/Waidhofen, 31. 10. 1996

Sabine Felgenhauer und Kurt Bors wurden geehrt

Die Stadtgemeinde hatte am 8. 11. zu einer Festsitzung geladen, in deren Mittelpunkt Dr. Sabine Felgenhauer und Dr. Kurt Bors standen. Die beiden Wissenschaftler hatten sich in den letzten Jahren besondere Verdienste erworben, da sie bei Grabungen in der Flur „Sand" unweit der Stadt auf archäologische Funde stießen, die auf eine Besiedelung dieses Raumes vor mehr als 1000 Jahren schließen lassen.

Bürgermeister Othmar Knapp dankte den beiden für ihr Engagement und würdigte ihre Leistungen nicht nur für Raabs, sondern für die ganze Region und verlieh der Hoffnung Ausdruck, „daß die finanziellen Mittel auch in Zukunft bereitgestellt werden, damit die Tätigkeiten im Raume Raabs weitergeführt werden können, um wissenschaftliche Erkenntnisse über die frühen Besiedelungen festhalten zu können".

Prof. Bors stattete Dank an Gemeinde und die Bevölkerung für ihre offene Unterstützung auf seine Art ab, indem er der Stadtgemeinde Raabs ein Duplikat eines ganz besonderen Fundes bei Großau überreichte: das einzige echte Siegel eines englischen Kaufmannes oder Priesters aus dem 13. Jahrhundert, das außerhalb der Insel gefunden wurde. Im Anschluß an die Sitzung berichtete Prof. Felgenhauer im Rahmen eines Dia-Vortrages im Hotel Thaya über den Stand der archäologischen Untersuchungen im Gebiet der ehemaligen Grafschaft Raabs. *NÖN/Waidhofen, 14. 11. 1996*

Spitz

Erfolgreiches Jahr für das Schiffahrtsmuseum

Nach zwanzigjähriger Tätigkeit legte Obmann Dr. Kurt Skalnik bei der Jahreshauptversammlung des Vereines „Schiffahrtsmuseum Spitz" seine Funktion nieder. Zu seinem Nachfolger wurde Ing. Erich Steiner gewählt. Anschließend ließ man das Jahr 1996 noch einmal Revue passieren, wobei als besonders erfreulich der Abschluß der Restaurierungsarbeiten beim Dampfschiffmodell Persenbeug, das im kommenden Jahr ausgestellt wird, gilt. Aber auch die kulturellen Darbietungen in den Museumsräumen — Konzerte oder Weinverkostungen gehörten dazu — fanden Anklang.

Nicht ohne Stolz stellte der Direktor des Museums, Reinhold Nothnagl, fest, daß wieder mehrere Modelle in Arbeit sind. Für 1997 ist unter anderem ein Jubiläumskonzert „300 Jahre Schifferorgel" geplant, und auch Weinverkostungen sind vorgesehen. Außerdem sollen der Museumsführer und die Prospekte neu gestaltet werden. Besondere Erwähnung fand auch das Bürger- und Hauermuseum, das ebenfalls im Schloß Erlahof untergebracht ist und von Johann Schrutz betreut und laufend ergänzt wird.

NÖN/Kremser Zeitung, 23. 12. 1996

Thaya

Staatspreis für Univ.-Prof. Hanisch

Der aus Thaya gebürtige Dr. Ernst Hanisch, Universitätsprofessor für neue österreichische Geschichte an der Universität Salzburg, erhielt am 20. 11. von Bundesminister Rudolf Scholten den Karl von Vogelsang-Staatspreis für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften. Die Würdigung nahm der II. Präsident des Nationalrates, Dr. Heinrich Neisser, vor.

Univ.-Prof. Dr. Hanisch, 1940 in Thaya geboren, besuchte das Bundesrealgymnasium Waidhofen und studierte anschließend an der Universität Wien Geschichte und Germanistik. Der sprichwörtliche Waldviertler Fleiß bewirkte eine große Anzahl wissenschaftlicher Publikationen und führte zu seiner Ernennung zum Universitätsprofessor für neue österreichische Geschichte an der Universität Salzburg. Sein großes Hauptwerk publizierte er im Rahmen der zehnbändigen Österreichischen Geschichte, wobei er den aufsehenerregendsten Teil, die Zeit von 1890 bis 1990, behandelte. „Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert" wird in den nächsten Jahrzehnten das Standardwerk über die österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts sein.

Eine der Leitperspektiven bei der Betrachtung eines ganzen Jahrhunderts war für Dr. Hanisch die Kategorie der Lebenschancen. Von 1900 bis 1980 sind die Ober- und die Mittelschicht von ca. 17 auf ca. 70 Prozent angewachsen. Die Ausgaben für Nahrung, Kleidung und Wohnung gingen zwischen 1910 und 1977 von 88 auf 56 Prozent zurück. Besondere Bedeutung weist Dr. Hanisch auch der Schulbildung und der Möglichkeit der Teilnahme am politischen Leben zu. Wahlmöglichkeiten und Bindungen sind für ihn Funktionen von Lebenschancen. Ein ausgewogenes Verhältnis führe zu einem Optimum an Lebenschancen. Brächen viele Bindungen in kurzer Zeit zusammen, könnten leicht Aggressionen frei werden, die sich gegen alles Neue und Fremde wenden und in totalitäre Muster umschlagen könnten.

Werner Neuwirth, NÖN/Waidhofen, 21. 11. 1996

Traunstein

Professorentitel für Dir. Enigl

Am 15. Oktober wurde im Landhaus in Wien Dir. Alois Enigl aus Traunstein das Ernennungsdekret zum „Professor" überreicht. Geboren wurde der frischgebackene Professor am 7. April 1914 in Aschelberg bei Pöggstall als Sohn einer Landwirtefamilie. Nach fünf Klassen Volksschule in Pöggstall besuchte er die Lehrerbildungsanstalt in St. Pölten. Nach Bundesheer, Wehrmacht und Gefan-

genschaft trat Enigl 1946 als Lehrer in die Volksschule Traunstein ein, die er später als Direktor leitete.

Von Anfang an war Prof. Enigl bei allen wichtigen Traunsteiner Projekten mit dabei: etwa als Gründungsobmann des Seniorenbundes und des Verschönerungsvereines im Jahre 1959 — in diesem Jahre wurde zum ersten Mal das Wachtsteinfest abgehalten, das heuer zum 37. Mal stattfand und inzwischen Gäste aus dem gesamten Waldviertel anlockt — und nicht zuletzt als Bürgermeister (1962 - 1968).

Landeshauptmann Erwin Pröll überreicht Dir. Alois Enigl (links) das Ernennungsdekret zum „Professor".
(Foto: Bernhart, Bildstelle der NÖ Landesregierung)

Alois Enigl ist Buchautor, Heimatforscher und schreibt für verschiedene Medien. Auch der ORF hat sich schon etliche Male für seine Werke interessiert. Seine drei Bücher („Seltsame Geschichten aus dem Waldviertel", „Das alte Leben und Arbeiten im Waldviertel" und „Bilder vom alten Leben und Arbeiten im Waldviertel") stellen in Berichten und zahlreichen Fotografien das Leben auf dem Lande dar.

NÖN/Zwettler Zeitung, 24. 10. 1996

Neues Kunstwerk ziert Marktplatz

Der Ortsbrunnen ist fertig. Ein Jahr der Planung und Ausführung ist nun vorbei, und das Kunstwerk ziert als Mittelpunkt den Marktplatz. Gesegnet wurde er kurz vor dem Geburtstag seines Schöpfers, Prof. Elter. Der Künstler, Monsignore Prof. Josef Elter, der am vergangenen Dienstag, dem 8. Oktober, seinen 70. Geburtstag feierte, kann stolz sein auf sein Werk. Sein Kommentar bei der Eröffnung: „Die Bewertung einer künstlerischen Arbeit ist eine subjektive Angelegenheit. Dem einen gefällt's, dem anderen nicht." Daß dieser Brunnen jemand nicht gefallen könnte, darum braucht sich der Künstler sicher kein Kopfzerbrechen zu machen. Die aus Wachauer Marmor gearbeitete Säule stellt Blatt-, Knollen- und Knospenornamente dar. Marmor ist für den Professor ein Zeichen der geballten Kraft. Wasser und Licht, beides Grundlagen des Lebens, umrahmen Pfarrer Elters Kunstwerk, das mit seinen blumengeschmückten Säulen ringsum wie eine Insel im Ortszentrum wirkt. Zahlreiche Besucher und Festgäste waren bei der Einweihung anwesend, um diese Arbeit zu würdigen, die zeitlebens eine Erinnerung an einen großen Künstler sein wird.

NÖN/Zwettler Zeitung, 10. 10. 1996

Waidhofen

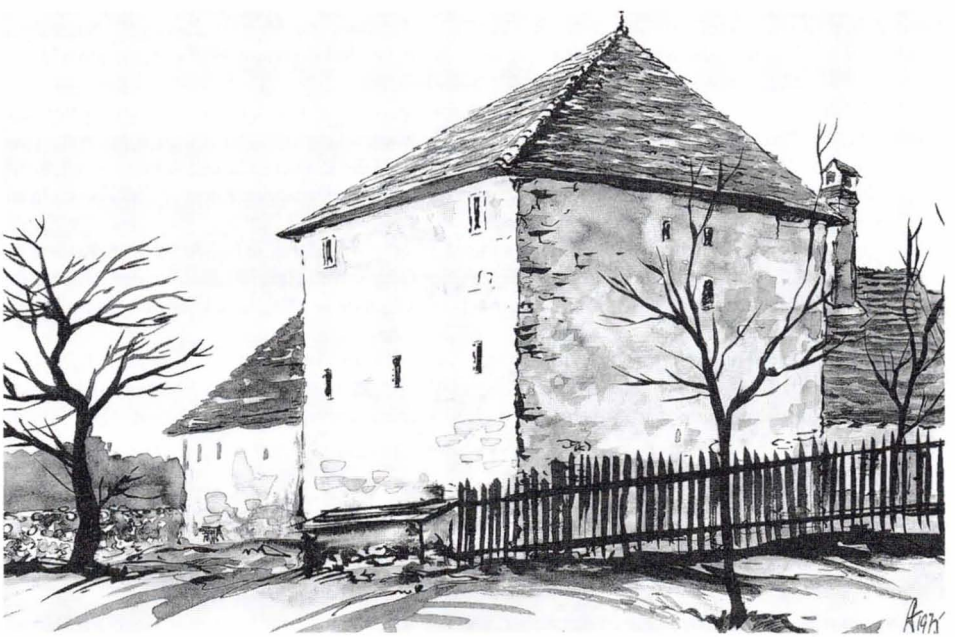
Gedächtnisausstellung Theo Laube

Die Eröffnung der „Gedächtnisausstellung Theo Laube zum 70. Geburtstag" im Heimatmuseum zeigte, daß die Popularität des Malers ungebrochen ist. Einen derartigen Besucherandrang gab es im Heimatmuseum schon lange nicht mehr: Zahlreiche Waidhofner wollten die Werke des 1993 verstorbenen ehemaligen Gymnasiallehrers sehen und diesen in seinen Werken wiederfinden.

Theo Laube war in seinem künstlerischen Schaffen immer darum bemüht, sich von Vorbildern fernzuhalten. Er war aber auch stets auf der Suche. Diese Suche spiegeln auch die Bilder aus jener Phase wieder.

Neben seiner Tätigkeit als akademischer Maler war er auch ein bissiger Karikaturist, der lächelnd überhöht, aber nie beleidigend kritisierte. Aus Anlaß dieser Ausstellung brachte der Verein Heimatmuseum seine 10. Kunstkartensammlung heraus, die dem Waidhofner Künstler gewidmet und im Heimatmuseum erhältlich ist. Hofrat Franz Newald, der die Eröffnung der Ausstellung vornahm, und den Künstler als Chef, Mitarbeiter und Mensch kannte, vermeinte den Geist Theo Laubes in der Ausstellung zu fühlen: „Es ist gelungen, einen Freund wiederzufinden!"

Michael Pfabigan, NÖN/Waidhofen, 17. 10. 1996



Theo Laube (1926-1993): Wohnturm in Ulrichschlag, 1975.
(Repro: Heimatmuseum der Stadt Waidhofen/Thaya)

Impulse durch Kulturplattform

Erfreulich reges Interesse fand der Stammtisch der Kulturplattform Waidhofen, der am 20. 11. im Gasthof Jöch stattfand. Zunächst berichtete Obmann Mag. Ewald Polacek über die Ziele der Kulturplattform (KUPL): die Förderung der Kultur in Waidhofen durch die Vernetzung von Kulturvereinen, -organisationen und Kulturschaffenden, vor allem aber die Förderung aktiver Kulturausübung durch Waidhofner Kulturschaffende.

Dann wurden die folgenden Projekte und Vorhaben vorgestellt sowie interessante Anregungen und Diskussionsbeiträge geliefert: Ab dem nächsten Frühjahr werden unter dem Management von Prof. Hermann Reiter Meisterkonzerte junger Kammermusiksolisten stattfinden. Auf Initiative von Mag. Ursula Preis wird eine Veranstaltungsserie unter dem Thema „Begegnung mit Kreativen" ins Leben gerufen, die mit zeitgenössischen Komponisten beginnen soll.

Ein konkretes Beispiel der Vernetzung ist der Verkauf der CD „Erwachen", die von dem aus der Musikschule entstandenen Ensemble „Arkestra" produziert wurde, beim Weihnachtsmarkt des

Museumsvereines. Auf Vorschlag von Prof. Michael Frank soll eine Adressenkartei der Kulturinteressierten, zugeordnet nach Zielgruppen und Interessensgebieten erstellt werden. Auf dem Theatersektor gibt es vom 4. bis 7. September 1996 in Waidhofen ein internationales Theaterfestival unter dem Titel „Theater grenzenlos".

NÖN/Waidhofen, 28. 11. 1996

Der Verein Heimatmuseum feierte sein 70jähriges Bestehen

Sein 70jähriges Bestehen feierte der Verein Heimatmuseum am 23. November mit einem Festakt. „Wer seine Vergangenheit nicht kennt, wird seine Zukunft nicht in den Griff bekommen!" Unter dieses Motto stellte Kommerzialrat Walter Biedermann die Feier anläßlich des 70jährigen Bestehens des Vereins Heimatmuseum. Das Museum war 1923 durch den Gemeinderat gegründet worden, drei Jahre später kam es dann zur Gründung des Vereines „Freunde des Heimatmuseums". Nach dem Zweiten Weltkrieg ruhte das Museum bis in die 60er Jahre, der Verein nahm 1973 wieder seine Tätigkeit auf. 1978 übersiedelte er in das Haus in der Schadekgasse.

Der Besuch im Heimatmuseum soll ein Erlebnis sein, danach richtet sich auch die Konzeption der Ausstellungen. Ein wesentlicher Teil der Arbeit des Vereines, abgesehen von den permanenten Ausstellungen, sind Publikationen und Sonderausstellungen. Und die Besucherzahlen geben diesem Konzept recht: Waren es 1990 noch 2000 Besucher, so rechnet man im laufenden Jahr mit 7000 Besuchern im Museum.

Bürgermeister Ing. Diether Schiefer hob in seiner Festrede vor allem die Leistungen von Kommerzialrat Biedermann und Dir. Eduard Führer hervor. Der Gemeinde sei die Bedeutung des Museumsvereines klar, sie werde ihn auch weiterhin unterstützen. Denn dieser Verein sei aus dem Kulturleben der Stadt nicht wegzudenken.

Anläßlich dieser Feierstunde wurde die Museumsmedaille an Kommerzialrat Franz Gföller, OSR Josef Maier, Dir. Rudolf Litschauer und Dr. Leopoldine Hokr verliehen. Die Ehrenmitgliedschaft beim Verein Heimatmuseum wurde an Josef Dittrich, Maria Kainz-Auersperg und Prof. Emil Jaksch ausgesprochen.

Michael Pfabigan, NÖN/Waidhofen, 28. 11. 1996

Waldenstein

Kellerstüberl wurde Museum

Was vor mehr als 20 Jahren ein Kellerstüberl werden sollte, wurde im Laufe der Jahre ein kleines Heimatmuseum. Kaum würde ein Vorübergehender im Haus Waldenstein 43 Besonderheiten vermuten, die Schneidermeister Erwin Schmid zusammengetragen hat. Begonnen hat seine Leidenschaft mit einer alten Sense, einem Rechen und einer Heugabel, die vorerst als Dekorationsstücke das Stüberl schmückten. Tritt ein Besucher — bisher waren es mehr als 500 und zur Überraschung nur „Auswärtige" — in den nur wenige Quadratmeter großen Raum, wird er vom Ticken der rund 17 alten Uhren empfangen.

So mancher Museumsbesitzer würde vor Neid erblassen. Rund 2000 Exponate hat der sonst eher stille Schneidermeister gesammelt. „Zu Beginn des Hobbys war ich vorwiegend auf Müllhalden unterwegs. Aber auch auf so manchem alten Dachboden wurde ich fündig", sagte er mit leuchtenden Augen. Durch sein Interesse blieben nicht nur ihm, sondern auch der Gemeinde viele Gegenstände erhalten, und ein gänzlicher „Ausverkauf" der Region konnte hintangehalten werden. Zu den ältesten Stücken (Gegenstände des täglichen Gebrauches, Handwerkszeug, sakrale Gegenstände oder Publikationen) der Schneider-Sammlung gehört ein 300jähriges Holzkreuz. Interessant auch eine 170 Jahre alte, schön beschlagene Holztüre und ein handgeschriebenes Gebetbuch. Heute ist Erwin Schmid vorwiegend auf den Flohmärkten unterwegs, und hie und da fällt ihm dabei wieder ein altes Stück in die Hände, an dem so mancher achtlos vorübergeht.

Gerlinde Aschauer, NÖN/Gmünder Zeitung, 17. 10. 1996

Waldviertel

Waldviertler Mohn hat gute Chancen für EU-Markenschutz

Die Waldviertler haben gute Chancen, für ihren Graumohn den EU-Markenschutz zu erhalten. EU-Agrarkommissär Fischler sagte jedenfalls seine Unterstützung zu. „Was für die Holländer die Tulpe, ist für uns Waldviertler der Mohn", betonte Waldviertel-Manager Adolf Kastner in einem von der EU-Abgeordneten Agnes Schierhuber angebahnten Gespräch mit EU-Agrarkommissär Dr. Franz Fischler in Brüssel.

Die Waldviertler wollen den EU-Markenschutz für ihre traditionelle Kulturpflanze erreichen, die 1934 sogar an der Londoner Börse gehandelt wurde. Fischler sicherte seine Unterstützung zu: „Was die Waldviertler in der Vermarktung bäuerlicher Produkte mit der Firma Waldland aufgezogen haben, gilt international als vorbildlich!" Waldland liefert als „kulinarischer Botschafter Österreichs" seit dem lukullischen Brüssel-Einstand von Agnes Schierhuber (soeben zur „fleißigsten und anerkanntesten Österreich-Abgeordneten" gewählt) regelmäßig eine Vielfalt von Tausenden Kilogramm Waldviertler Köstlichkeiten nach Brüssel und Den Haag. „Soeben haben wir 7000 Mohnmehlspeisen für ein 2000-Personen-Buffet nach Mechelen, Belgien, gebracht", erzählt Waldland-Geschäftsführer Ing. Gerhard Zinner.

NÖN/Zwettler Zeitung, 17. 10. 1996

Weiten

Bildungswerk feierte ein Jubiläum

Wahrlich Grund zum Feiern hatte die Ortsstelle Weiten des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes: In Form eines volksmusikalischen Abends wurde das Jubiläum begangen.

Es gab aber noch einen weiteren Grund. Anläßlich des 50jährigen Bestehens des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes wurde die Ortsstelle Weiten, deren Leiter OSR Gottfried Schwarz ist (er ist auch Bezirksstellenleiter), unter die 50 bildungsfreundlichsten Gemeinden gereiht. Die örtlichen Bildungswerkleiter sollten eine besondere Veranstaltung planen und diese bei der Landesstelle einreichen. Daraus wurden fünfzig ausgewählt, darunter auch jene des Weitener Verfassers, OSR Schwarz. Bei der Festveranstaltung konnte der Preis in der Höhe von 10000 Schilling entgegengenommen werden. OSR Schwarz und Vizebürgermeister Haberl waren dabei die Vertreter von Weiten. Mit diesem Geld wurde der volksmusikalische Abend unter dem Motto „G'sungen, g'spielt und g'lesen" finanziert. Mitwirkende: Ing. Strohmayer, weiters seine Familienmusik, der Zeillerner Viergesang und Bläser des Musikvereins Weitental.

Friedrich Reiner, NÖN/Melker Zeitung, 30. 10. 1996

Weitra

Bei Begehung Fresko entdeckt

Viel zu tun werden die Ortsbewohner von Spital haben, wenn sie den alten Pfarrhof wieder auf Hochglanz bringen. Bis 1995 war das Gebäude im Besitze des Malteser Ritterordens. Nur wenig wurde in die Sanierung des alten Hauses seitens des Ordens investiert. Dementsprechend auch der derzeitige Zustand.

Der älteste Teil des Gebäudes stammt aus dem 12. bis 13. Jahrhundert; ein Zubau wurde vermutlich im 15. Jahrhundert durchgeführt. Seit dem Vorjahr ist der alte Pfarrhof wieder im Besitze der Diözese und steht unter Denkmalschutz. Bei einer Begehung des Hauses aber auch der alten Spitaler Pfarrkirche wurde an der Südwand der Pfarrkirche ein für die Region seltenes Außenfresko entdeckt und teilweise freigelegt. Es dürfte sich dabei um eine Türumrahmung handeln.

Noch in diesem Jahr wird mit der Innensanierung des Pfarrhofes begonnen. Unter anderem sollen die Leitungen für die Sanitärräume und die Elektrik verlegt werden. Im kommenden Jahr werden die

restlichen Arbeiten (eventuell auch Erneuerung der Fenster und Türen) erfolgen. Dies hängt jedoch von den finanziellen Mitteln ab. Nach Abschluß der Sanierung wird der Pfarrhof den Spitalern als Kommunikationszentrum zur Verfügung stehen.

NÖN/Gmünder Zeitung, 5. 12. 1996

Wurmbrand

Werke des malenden Tierarztes erweckten großes Interesse

Großes Interesse erweckte am 5. Oktober 1996 die Vernissage des Hobbymalers Dr. Wolfgang Prchla im Gasthaus Maringer. Wolfgang Prchla ist der Gerungser Bevölkerung durch seine langjährige Tätigkeit als Tierarzt schon seit langem ein Begriff, daß er aber auch als Maler über beachtliche Fähigkeiten verfügt, davon konnten sich die Besucher der Ausstellungseröffnung überzeugen. Die einführenden Worte zur Ausstellung sprach Dir. Isolde Kerndl, die für den erkrankten Johannes Fessl eingesprungen war. Für den musikalischen Rahmen der Veranstaltung sorgte der Bäuerinnenchor Groß Gerungs. Bereits während seiner Studienzeit hatte sich der in München geborene und in Wien aufgewachsene Wolfgang Prchla für die Malerei interessiert, aber erst jetzt im Ruhestand hat er wieder begonnen, seinem Hobby mehr Zeit zu widmen. Neben einer Zeichenausbildung im Wiener Künstlerhaus hat er auch Malerkurse auf Zakynthos und Zypern absolviert, dementsprechend stammen die Motive seiner Landschaftsbilder aus der Gerungser Umgebung, Zypern und Zakynthos. Im Zuge seiner Zeichenausbildung im Künstlerhaus hat er auch einige Akte angefertigt. Privat ist der seit 1959 in Groß Gerungs ansässige bekannte und beliebte Tierarzt verheiratet und Vater von drei Kindern. Seine Werke waren bis einschließlich 3. November im Gasthaus Maringer einer breiten Öffentlichkeit zugänglich.

NÖN/Gmünder Zeitung, 10. 10. 1996

Zwettl

Verleihung der Ehrenbürgerschaft an LSI Ewald Biegelbauer

Zahlreiche Festgäste, darunter auch viele Wegbegleiter Ewald Biegelbauers im früheren Gemeinderat, waren der Einladung von Bürgermeister Franz Pruckner gefolgt und in den Sparkassensaal zur feierlichen Überreichung der Ehrenbürgerschaftsurkunde gekommen. Bereits in seinen einleitenden Worten wies Pruckner auf die Bedeutung von Ewald Biegelbauer als Bürgermeister für die Aufwärtsentwicklung und das Ansehen der Gemeinde Zwettl hin und meinte in Hinblick auf die „etwas andere" Laudatio: „Du warst und bist ein ausgezeichneter Rhetoriker, und es würde deiner Person sicher nicht gerecht, wollte man sich mit einer bloßen verbalen Aufzählung deiner Verdienste begnügen; wir

Bürgermeister Franz Pruckner (rechts) übergibt Reg.-Rat Ewald Biegelbauer die Ehrenbürgerurkunde.
(Foto: Stadtgemeinde Zwettl-NÖ)

sind daher von der Konvention abgegangen und haben eine andere Darstellungsform gewählt: Bild, Ton und jugendliche Stimmen sollen uns dein Wirken veranschaulichen."

Die Laudatio war daher ein von GR Franz Fischer und StADir. Dr. Wolfgang Meyer gestalteter Bilderbogen über das Schaffen von Ewald Biegelbauer mittels Dias und Musik, gesprochen von zwei Schülern des Gymnasiums Zwettl. Dabei wurde neben den Lebensstationen des Geehrten auch auf die großen Projekte der Ära Biegelbauer wie Krankenhausneubau, Errichtung der vollbiologischen Kläranlage, der Sporthalle, des Gebäudes der BHAK und BHASCH, des Stadtamtes, zahlreicher Kindergärten usw. eingegangen.

Ein augenscheinlich bewegter Ewald Biegelbauer dankte allen anwesenden Personen für die ihm erbrachte Ehrung. „Ich wäre gerne so gewesen, wie ihr mich heute dargestellt habt, und ich bin über diesen Abend und diese Auszeichnung glücklich." Und mit einem Appell an die Verantwortlichen der Gemeindepolitik meinte er abschließend: „Bewahrt euch das Gespräch! Es gibt nichts, über das man nicht reden könnte. Und laßt bei manchen Entscheidungen das Herz sprechen!"

Nach der Landeshymne endete die Feierstunde mit einem gemütlichen Beisammensein.

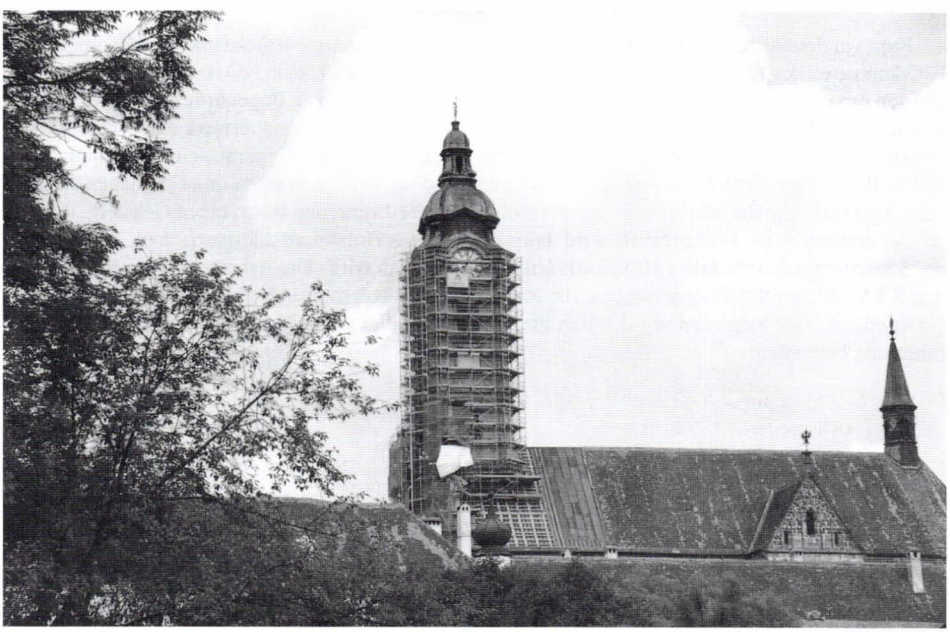
Neue Zwettler Nachrichten, Mitteilungen des Bürgermeisters der Gemeinde Zwettl, 5/1996

Stift Zwettl

Erste Etappe der millionenteuren Stiftsrenovierung abgeschlossen

Um 269 Jahre „jünger fühlt" sich der Turm der Zwettler Stiftskirche seit einigen Wochen: Die Fassade des 1727 fertiggestellten Turmes wurde nämlich in den letzten zwei Jahren „erneuert".

Diesen Abschluß der ersten Etappe der dringend notwendigen Außenrenovierung der Stiftskirche nahm das Zisterzienserstift am 10. November zum Anlaß, um allen Spendern, die mit ihrem Beitrag ein „Waldviertler Symbol" retten halfen, offiziell zu danken.



Stiftskirche in Zwettl
(Foto: Franz Fischer, Stadtgemeinde Zwettl-NÖ)

Tatsächlich konnte ein großes Interesse der Bevölkerung an „ihrem" Stiftsturm festgestellt werden: Es wurden rund 3 Millionen Schilling gespendet, die das Land NÖ auf 6 Millionen ergänzte. Auch die Stadtgemeinde Zwettl und die Diözese St. Pölten unterstützten das Kloster finanziell bei seiner Aufgabe im Interesse der Baukunst. Die Gesamtrenovierungskosten betragen rund 15 Millionen Schilling. Der „klösterliche Leiter der Kirchenbaustelle", Zentraldirektor P. Maximilian Krausgruber, konnte zur „Zwischengleichenfeier" zahlreiche Wohltäter und die an der Restaurierung mitwirkenden Unternehmen, wie die Baufirma Leyrer und Graf, Steinmetz Josef Pummer, Mag. Erich Ziegler, der für die Salvatorstatue und andere Metallbauteile zuständig war, begrüßen. P. Maximilian sagte allen, die einen Beitrag zur Sanierung leisteten, ein aufrichtiges „Vergelt's Gott!". Er wies aber gleichzeitig darauf hin, daß die noch erforderliche Kirchenrestaurierung weitere 20 Millionen Schilling kosten dürfte.

Steinmetzmeister Pummer dokumentierte an Hand von Lichtbildern die Restaurierung des vom „Zerbröseln" gefährdeten einmaligen Kunstwerkes innerhalb von rund 10000 Arbeitsstunden, in denen die Sandsteinfiguren, gewaschen, mit witterungs- und umweltverträglichem Originalmaterial sowie die Streben der Skulpturen mit dem Stein entsprechendem Chrom-Nickel ersetzt wurden. Anschließend wurde der Stein nach neuesten Erkenntnissen konserviert. „Auch die Salvatorstatue wäre in einigen Jahrzehnten — wie die Sandsteinfiguren — abgestürzt", erklärte Mag. Ziegler, der darauf hinwies, daß der Rost dem „Innengerippe", vor allem aber der Befestigungstraverse bereits arg zugesetzt hatte. Die außen feuervergoldete Statue wurde in der Werkstätte zerlegt, mit einem Nirostagerüst versehen und die schadhaften Stellen wurden neu vergoldet.

Kurt Waldhütter von der NÖ Landesregierung dankte dem Sanierungskuratorium, bestehend aus Land, Diözese, Stadtgemeinde und Stift Zwettl, für die erfolgreiche Zusammenarbeit und sprach den Wunsch aus, daß auch die restliche Restaurierung so zufriedenstellend verlaufen möge.

NÖN/Zwettler Zeitung, 14. 11. 1996

Sanierung der Kampbrücke

Kurz vor dem Stift Zwettl auf der Landesstraße 8245 führt eine alte Brücke über den Kamp. Dieses Brückenbauwerk ist deshalb bemerkenswert, weil es die älteste Brücke in NÖ ist und zudem eines der ältesten erhaltenen technischen Denkmäler Österreichs. Die steinerne Bogenbrücke mit drei Feldern wurde Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut. Sie weist zum Teil Quadermauerwerk auf, in dem Steinmetzzeichen eingemeißelt sind. Nunmehr wird die Brücke einer Generalsanierung unterzogen. Neben den erforderlichen Instandsetzungsarbeiten wird die Brücke in ihren ursprünglichen Zustand zurückgeführt. Um die Jahrhundertwende erfolgte eine Verbreiterung durch einen Gehsteig, der nun wieder entfernt wird. Flußaufwärts wird dafür ein Steg aus Holzleimbindern errichtet, der während der Sanierungsarbeiten an der Brücke als Umfahrung dienen wird. Die Arbeiten an der Brücke werden 5,5 Millionen Schilling erfordern, die Kosten für den Holzsteg sind mit 3,4 Millionen Schilling veranschlagt. Der Steg steht vor der Fertigstellung. Sobald er befahrbar ist, wird mit der Brückensanierung begonnen.

Waldviertler Nachrichten, Jg. 6/Nr. 8

Buchbesprechungen

Herbert Zeman (Hg.), **Literaturgeschichte Österreichs von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart** (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1996) 604 Seiten, öS 480,—

Mit dieser Publikation liegt erstmals seit Josef Nadlers Kompendium aus 1948/52 wieder ein kompakter Überblick über die zwar vielerorts ausschnittweise publizierte, insgesamt jedoch selten in Form brauchbarer Gesamtdarstellungen aufgearbeitete Materie vor. Allerdings — eine Gesamtdarstellung in der Art von Nadlers seinerzeitigem Buch ist es nicht, erstens weil zwangsläufig mehrere Autoren um die Bewältigung des Riesenstoffs bemüht sind, zweitens weil die einzelnen Beiträge in diesem Buch in Ansatz, Struktur und Umfang zu unterschiedlich sind, um den Lesern insgesamt — wie im Vorwort versprochen — ein Bild einer „Literaturgeschichte Österreichs" bieten zu können (u. a. weil keineswegs jeder Abschnitt „soweit wie nur möglich Gattungs- und stil-, geistes- und sozialgeschichtliche Fragestellungen [berücksichtigt]" (S. [VII]).

Auch muß bezweifelt werden, daß man jedem Beitrag den ebenfalls eingangs angekündigten „modernen Erkenntnisstand" (ebd.) zugrundegelegt hat — was etwa gleich für den ersten gilt (Alois Wolf über „Das literarische Leben Österreichs im Hochmittelalter"), welcher bereits zehn Jahre alt ist (der Rezensent hat die Vortragsform seinerzeit selbst gehört) und angesichts der 1994 erschienenen Darstellung von Knapp (vgl. Rezension von Günter Zimmermann, in: Das Waldviertel 45 [1996] S. 364-366) genaugenommen als überholt (wie auch ansatzmäßig als leicht antiquiert) gelten muß. Knapp selbst ist mit zwei Beiträgen vertreten, wobei der Inhalt des ersten („Die lateinische Literatur des Hochmittelalters in Österreich") ebenfalls besser in Knapps erwähntem Opus magnum nachgelesen werden kann und der zweite (Spätmittelalter) wiederum nur einen Vorgriff auf die in Bearbeitung durch denselben Autor befindliche spätmittelalterliche Literaturgeschichte Österreichs insgesamt darstellt. Wie man sehen kann, ist es also hauptsächlich der dem Mittelalter gewidmete Beitragsteil, abgerundet durch die vorzügliche Leistung von Werner M. Bauer, „Literatur Österreichs und mitteleuropäischer Humanismus [...]", welcher das Zustandekommen eines einheitlichen wie aktuellen Gesamtüberblicks vereitelt.

Die frühe Neuzeit besteht aus zwei Überblicksarbeiten (Herbert Zeman über die Literatur um 1600, Erich Trunz über „Das deutsche literarische Leben in Böhmen im 16. Jahrhundert [...]") und dem bemerkenswerten Aufsatz von Dieter Breuer über das 17. Jahrhundert, welcher sich um einen neuen perspektivischen Zugang zur österreichischen Barockliteratur bemüht und auch zahlreiche Textproben bietet.

Die für die Entstehung der eigentlich als „österreichisch" geltenden Literatur als konstitutiv anzusehende Zeitspanne zwischen Maria Theresia und dem Ersten Weltkrieg wird von Herbert Zeman in drei großen Überblicksbeiträgen behandelt (unter Einschaltung eines Appendix' von Wynfried Kriegleder über „Die Romantik in Österreich"), welchen ein dominant geistesgeschichtlicher Ansatz zugrundeliegt. Insgesamt brauchbare (fast ist man versucht, zu schreiben: brave) Überblicke, welchen ein Mehr an Auswahl und ein Weniger an Aufzählung gutgetan hätte. Ähnliches gilt auch für die beiden folgenden Arbeiten, welche den letzten, sich mit dem 20. Jahrhundert beschäftigenden Beitragsblock einleiten, Walter Zettl über die Zwischenkriegszeit und Joseph P. Strelka über die Exilliteratur. Als herausragend darf der letzte Überblick bezeichnet werden (Werner M. Bauer über die Zeit nach 1945), welcher vor allem wiederum Textproben, z. T. auch Interpretationen, beinhaltet.

Zuletzt wird man mit einem bibliographischen Anhang konfrontiert, dessen Mängel im einzelnen hier nicht aufgezeigt werden können und dessen wohl einzigen Vorteil die Berücksichtigung von Anthologien und Textsammlungen darstellt.

Ein Namensregister beschließt den Band, welcher einerseits weniger hält, als er versprechen kann, andererseits jedoch in mancher Hinsicht längere Zeit über unentbehrlich bleiben wird, umsomehr als die zu erwartenden Bände der erst begonnenen „großen" Literaturgeschichte von einem nichtwissenschaftlichen Publikum kaum konsultiert werden dürften.

Vielleicht aber hätte man diese vor der Veröffentlichung des vorliegenden Buchs abwarten sollen, womit der österreichischen Literaturhistoriographie und deren Publizierung — bei allem Verdienst des vorliegenden Bandes — sicherlich ein größerer Dienst erwiesen worden wäre.

Ralph Andraschek-Holzer

Gerald Leitner (Hg.), **Was wird das Ausland dazu sagen?** Literatur und Republik in Österreich nach 1945 (Wien: Picus Verlag 1995) 156 Seiten, öS 248,—

Milo Dor, Karl-Markus Gauß, Erich Hackl, Josef Haslinger, Franz Kain, Konstantin Kaiser, Marie-Thérèse Kerschbaumer, Anna Mitgutsch, Ernst Nowak, Doron Rabinovici, Elisabeth Reichart, Peter Rosei und Robert Schindel unternehmen das Wagnis, das vertrackte Verhältnis von Literatur und Republik nach 1945 zu erkunden.

Auf dem Schutzumschlag des Buches ist beziehungsvoll die Rettung des wertvollen Buchbestandes aus dem Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek beim Brand des Redoutensaals durch Wiener Polizisten abgebildet.

Das Opus läßt sich kurz als Nachdenk- und Nachhilfebuch beschreiben: Ein Nachdenkbuch für alle Literaten und Literaturfreunde, die hinter die Kulissen des Literaturbetriebs schauen wollen mit den Abgründen von Filzokratie und Freunderlwirtschaft in Sachen Literatur, ein Nachhilfebuch aber vor allem für alle verbeamteten Literaturpfleger und Literaturverwalter. Es ist wie im wirklichen Leben: Auch wenn die Kritik noch so konstruktiv gemeint ist: „Nestbeschmutzer" und „Österreichbeschimpfer" ist sofort jeder (Autor), der nicht partei- oder systemkonform schreibt und bei der Vergabe von Literaturpreisen, Stipendien und Förderungsmitteln den Rücken nicht brav und devotest krumm macht.

Milo Dor sieht heutzutage die „Verschwörung der Mittelmäßigkeit" in Sachen Literatur für einigermaßen überwunden.

Für Karl-Markus Gauß ist die Republik immer noch durch ihr „selbstverständliches Hinübergleiten in den Faschismus" und ihr „selbstverständliches Herausgleiten in die Republik" stigmatisiert. Er schließt seinen Beitrag mit dem sibyllinischen Diktum: „Im tiefen Österreich ist es nicht leicht, Österreich zu entdecken."

Im Gespräch mit Erich Hackl kommt Konstantin Kaiser zu dem Schluß, daß es in Österreich auf dem Weg zur Dritten Republik doch auch „Potentiale der Subjektivität" gäbe, obwohl er einmal voller Sarkasmus festgestellt hat, „daß die Nachkriegszeit in Österreich nur zwei mächtige soziale Bewegungen hervorgebracht hat, nämlich die Bewegung zur Inbetriebnahme von Personenkraftwagen und die Bewegung zur Errichtung von Einfamilienhäusern".

Josef Haslinger sieht angesichts der gegenwärtigen politischen Entwicklung vor allem in der Flüchtlingsfrage in Österreich und in der EU allgemein die dringende Notwendigkeit einer politisch engagierten Literatur. Es habe, schreibt er, „durchaus Sinn, hin und wieder auch einen Teil seiner künstlerischen Energien der politischen Mitgestaltung der Gegenwart zu widmen".

Franz Kain erinnert an Otto Basils Literaturzeitschrift „Plan" von 1945, die zum Kristallisationspunkt aller jener Kräfte werden wollte, die im Kunst- und Kulturleben des wiedererstandenen Österreich für die Festigung des demokratisch-republikanischen Staatsgedankens und für die Wiederaufrichtung eines geistigen Österreichertums von europäischem Zuschnitt und weltbürgerliche Fülle eintreten. Er erinnert weiters an diejenigen 150000 Österreicher, die zwischen 1934 und 1945 ins Exil gehen mußten und von den offiziellen Stellen in der überwiegenden Mehrheit bis heute im wahrsten Sinne vergessen worden sind. „Österreich", so schließt er seinen Beitrag, „war gewiß auch ein Opfer des Kalten Krieges [...], aber es hat sich auch eifrig am Kalten Krieg beteiligt und auf kulturellem Gebiet unsinnige und beschämende Fleißaufgaben gemacht. Und es hat dadurch nicht wiedergutzumachenden Schaden an seiner kulturellen Seele erlitten."

Marie-Thérèse Kerschbaumer sieht das Verhältnis von Staat und Kultur pessimistisch; das Übel sind für sie die „Macher": „Und sie tragen unter ihrem mehr oder minder ‚gestylten Outfit' der

gemachten Meinungen und des ‚medialen Augenblicks' das Amtskappel ihres kulturellen Crashprogrammes. Dieses allein deckt ihre Blößen."

Anna Mitgutsch fragt, ob Begriffe wie Demokratie oder Gerechtigkeit im Literaturbetrieb anwendbar seien. Sie kommt zu dem Schluß, daß sich „zum Glück das bewegte Leben des Literaturbetriebs meist unter Ausschluß des öffentlichen Interesses" vollzieht. Ein wesentlicher Aspekt ihres Beitrages beleuchtet die sogenannte „Frauenliteratur", von der sie — m. E. mit Recht — sagt, daß die von Feministinnen beherrschte Literatur von Frauen diese ins Abseits stelle, denn Schriftstellerinnen, die man der Frauenliteratur zuzählt, müssen damit rechnen, von Feministinnen rezensiert zu werden, die ausschließlich feministische Ideologie einklagen.

Ernst Nowak hat seiner Meinung nach zuerst keine passende Sprache für sein Verhältnis zur Republik gefunden, erst in der steten Auseinandersetzung mit dem politischen Geschehen sei die Republik allmählich zu einer für ihn als Schriftsteller begreifbaren Wirklichkeit geworden.

Doron Rabinovici schreibt aus „jüdischer Artikulation gegen die Wirklichkeit dieser Republik", die in der Person Jörg Haiders heutzutage an einem Wendepunkt angelangt sei.

Elisabeth Reichart setzt sich mit „Die vielen Ichs der Republik und ich" auseinander, was sich für sie in einer keineswegs konfliktfreien Beziehung ihrerseits und einem allgemeinen konfliktfeindlichen politischen Bewußtsein äußert: Bei ihr ist viel von Ausgrenzungen die Rede.

Peter Rosei will herausstreichen, daß Kunst und Literatur als Strategien zur „Erforschung" und „Bewältigung" von Wirklichkeiten anzusehen sind, gewissermaßen also auch eine Fortführung der Politik mit anderen Mitteln. Ein Rezept, das seiner Meinung nach auch im republikanischen Österreich immer noch nicht ausreichend gegriffen hat.

Robert Schindel schließlich beschreibt anhand der Revolution der „Achtundsechziger" („literarische Barbaren") und der Waldheim-Affäre den schlampigen Gang der Zweiten Republik zwischen einer versuchten Demokratie und Verleugnung und Vertuschung.

Johannes Diethart

Johann Stolzer und Christian Steeb (Hg.), **Österreichs Orden.** Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Ordenskunde (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1996) 536 Seiten mit 40 Farbtafeln und über 100 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 880,—

Von der vor sieben Jahren in Wien gegründeten Österreichischen Gesellschaft für Ordenskunde, welche sich die wissenschaftliche Erforschung der österreichischen Orden, Ehren- und Verdienstzeichen als Ziel gesetzt hat, wurde nun ein umfassendes Werk herausgegeben, in dem zwanzig Autoren in ihren wissenschaftlich fundierten Beiträgen die österreichischen Orden und Auszeichnungen vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart anschaulich und umfassend dokumentieren.

Abhandlungen über den Souveränen Malteser-Ritterorden, den Deutschen Orden, den Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem, die Ritterbünde des Spätmittelalters, den Orden vom Goldenen Vlies, den Militär-Maria-Theresien-Orden, den königlich ungarischen St. Stephans-Orden, den österreichisch-kaiserlichen Leopolds-Orden, den österreichisch-kaiserlichen Orden der eisernen Krone, die österreichischen Hausorden und ihre Garderobe, den kaiserlich österreichischen Franz-Joseph-Orden, die österreichischen Damenorden, das Erinnerungszeichen für die Ritter vom Goldenen Sporn, das Matrikelzeichen des landständischen Tiroler Adels und über die Abzeichen der Österreichischen Damenstifte geben eine umfassende Darstellung über deren Geschichte. Die nächsten Kapitel behandeln die zahlreichen militärischen Dekorationen der Monarchie sowie die zivilen Dekorationen der Monarchie und enden mit den Ehren-, Erinnerungs- und Verdienstzeichen der Ersten und der Zweiten Republik Österreich. Abgerundet wird dieser Band durch einen Abriß über Punzierungen und Hersteller von „Orden". Im Bildteil werden Exemplare mitunter aus dem Besitz berühmter Menschen wie Erzherzog Johann, Kaiser Franz Joseph, Napoleon I., Abbas Hilmi II., Vizekönig von Ägypten, Friedrich August, König von Sachsen, Erzherzogin Maria Theresia bis hin zu Bundespräsident Wilhelm Miklas gezeigt. Das Bildmaterial ist mit Bedacht auf historische

Stücke, hier speziell auf die Monarchie (die klassische Periode der österreichischen Orden und Auszeichnungen) ausgerichtet. Im sorgfältig zusammengestellten Katalogteil am Ende des Werkes werden die angeführten Dekorationen detailgetreu mit Maßen, Materialien und Ausführungstechniken beschrieben.

Alles in allem liegt hier ein repräsentativ und aufwendig gestaltetes Nachschlagwerk vor, welches in keiner Bibliothek der an der Geschichte Österreichs und hier im speziellen der Ordens- und Militärgeschichte Interessierten fehlen sollte. Der Österreichischen Gesellschaft für Ordenskunde und vor allem den Autoren ist für dieses Werk, welches in der bislang spärlichen Ordensliteratur eine empfindliche Lücke schließt, zu danken und herzlich zu gratulieren!

Burghard Gaspar

Irene Etzersdorfer, **Arisiert.** Eine Spurensuche im gesellschaftlichen Untergrund der Republik. Mit einem Vorwort von Peter Huemer (Wien: Kremayr & Scheriau 1995) 204 Seiten, 40 Abbildungen, S 298,—

Die erfolgreiche Versteigerung des „Mauerbach-Schatzes" hat ein grelles Schlaglicht auf jenes Kapitel NS-Geschichte geworfen, das viele Österreicher wohl ebenso heftig unter den Teppich kehren wollten wie die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen des Regimes, nämlich die offizielle oder inoffizielle Aneignung jüdischen Eigentumes. Der sogenannten „Arisierung", also dem staatlich gedeckten Raub — von der Fabrik bis zur Wohnungseinrichtung — durch Nachbarn, Angestellte, Interessenten aus dem „Altreich" und staatliche Stellen, ist die vorliegende Untersuchung der langjährigen Mitarbeiterin des Kreisky-Archives, Irene Etzersdorfer, gewidmet. Dabei geht es ihr weniger um eine umfassende Aufarbeitung und wissenschaftliche Darstellung, sondern vielmehr um Fallstudien und lesbare Anschaulichkeit.

Nach einem Vorwort von Peter Huemer über die politische Aktualität des Themas widmet sich die eher essayistische Einleitung der „Spurensuche im gesellschaftlichen Untergrund der Republik". Darin wird zunächst die oft vergessene oder verschwiegene Tatsache betont, daß zu „Arisierungen" niemand gezwungen wurde. Dementsprechend erfolgten diese vielfach auch gegen oder ohne offizielle Anordnungen bzw. als persönliche Bereicherung nicht nur auf Kosten der jüdischen Opfer, sondern auch zu Lasten der vielstrapazierten „nationalsozialistischen Volksgemeinschaft". Ebenso wichtig für die Verdrängung der politischen Besitzveränderungen zwischen 1938 und 1945 (aber auch 1934 und nach 1945) ist die Tatsache, daß die jüdischen Besitzer und Bewohner nur in Einzelfällen nach 1945 wiederkehren konnten, deren Fabriken, Häuser und Möbel hingegen vielfach nach wie vor präsent sind: auch die Autorin wohnt in einer der zahlreichen 1938 „arisierten" Wohnungen. In diesem Zusammenhang verschweigt Etzersdorfer auch nicht die Schwierigkeiten der juristischen und historischen Aufarbeitung der „Arisierungen" und den „Facettenreichtum der tatsächlichen Ereignisse", der leicht durch einfache Schwarz-Weiß-Malerei verdeckt werden kann. In ihren unterschiedlichen „Fallgeschichten" versucht sie daher, durch anschauliche Schilderung der handelnden Personen „Feinstrukturen menschlicher Verhaltensweisen" vorzuführen. Wie bei der mitunter schlechten Quellenlage und Anwendung von „oral history" kaum zu vermeiden, werden dabei auch unterschiedliche Darstellungsweisen der Zeitzeugen nebeneinander bestehen gelassen. Die sieben Fallstudien betreffen vorwiegend Mittelbetriebe und gutbürgerliche Familienverhältnisse, darunter einige heute vergessene Unternehmen wie die Textilfirma Haber in Wien VII, aber auch heute noch existierende Betriebe bzw. bekannte Personen und Lokalitäten. Dies gilt etwa für die von der Familie des nachmaligen österreichischen Botschafters Hans Reichmann aufgebaute Büromaterialfirma, die von Artaker und Kores „arisiert" wurde, die Porzellanfigurenproduktion Goldscheider, das Sanatorium in Purkersdorf der Familie Zuckerkandl und das Hotel de France am Ring. Die entsprechenden Firmen- und Familiengeschichten zeigen in der Tat alle Varianten menschlicher Verhaltensweisen, vor allem die allzumenschlichen oder besser unmenschlichen, wenn österreichische und deutsche „Ariseure", Interessenten mit fachlicher Eignung und solche mit politischen Verdiensten miteinander und gegeneinander um die Verteilung der Beute stritten.

Daß die Autorin auf einen direkten Quellen- und Literaturnachweis durch Fußnoten verzichtet hat, stört vielleicht nur den Wissenschafter; das Fehlen von Bildlegenden bei den manchmal graphisch ohne jeden Abstand in den laufenden Text eingebauten Faksimiles von Dokumenten ist jedoch weder „wissenschaftlich" noch „populär". Kritik verdient wohl auch, daß die bei solchen Themen nicht zu vermeidenden Wissenslücken, die durchaus verständliche Sympathie für die Opfer oder das Bemühen um Lesbarkeit gelegentlich zu allzu saloppen Formulierungen führen, z. B. wenn die Internierung eines ehemaligen Parteigenossen im Jahre 1945 durch die Besatzungsmacht mit den Worten „verschlug es ins Salzburger Lager Glasenbach" (S. 199) beschrieben wird.

Trotzdem oder gerade deswegen bietet die Publikation vor allem für eine breitere Öffentlichkeit einen ebenso anschaulichen wie nützlichen Einstieg in ein Thema, zu dem vor kurzem mit dem Buch von Herbert Exenberger, Johann Koß und Brigitte Ungar-Klein „Kündigungsgrund Nichtarier. Die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Gemeindebauten in den Jahren 1938-1939" über 2000 Kündigungsverfahren in Wiener Gemeindebauten ein gewichtiger neuer Beitrag erschienen ist.

Friedrich Polleroß

Hugo Portisch, **Österreich II. Jahre des Aufbruchs, Jahre des Umbruchs** (Wien: Kremayr & Scheriau 1996) 448 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 696,—

Zwei Abschnitte der Geschichte erregen das besondere Interesse der Nichthistoriker: sehr weit zurückliegende Perioden und die Zeit, die sie selbst erlebt haben. „Österreich II" von Hugo Portisch gehört zur zweiten Kategorie, und so wie die beiden anderen Bände wird auch dieser dritte Band viele Leser finden.

Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Daß Geschichte spannend ist, wissen die Historiker, aber sie so spannend darzustellen, wie es Hugo Portisch macht, ist das Geniale. Es gelingt ihm immer wieder, auch komplizierte Sachverhalte klar verständlich darzustellen. Und der knappe Stil fasziniert. Kürzer als mit dem Satz „Andropow lügt" (S. 44) kann man ein weltgeschichtlich maßgebliches Faktum nicht zum Ausdruck bringen. Auch werden die handelnden Personen treffend charakterisiert, Zusammenhänge und Hintergründe, Ursachen und Auswirkungen sind eingehend beleuchtet.

Im distanzierten Rückblick erinnert sich der Zeitgenosse an die bedeutenden innen- und außenpolitischen Ereignisse der Zeit zwischen 1955 und 1983, und er wundert sich, wie viele es sind. Daß die spezifisch österreichischen Fakten im Vordergrund stehen, ist naheliegend, doch auch die entscheidenden Ereignisse der Weltpolitik werden „zumindest in groben Zügen" (S. 46) gewürdigt. Und wo es für das Verständnis notwendig ist, geben Rückblenden („Die Sache hat eine Vorgeschichte", S. 192) die erforderlichen Aufschlüsse. Die Politik dominiert, doch auch Wirtschaft, Kultur und Sport sind ausführlich behandelt.

Das Buch geht auf die gleichnamige Fernsehserie zurück. Dort abgegebene Interviewbeiträge werden gern zitiert. Das macht das Buch lebendig. Daß dabei auch Antonia Kargl, Österreichs letztes Telefonfräulein in Karlstein an der Thaya, in Wort und Bild aufscheint, soll in dieser Zeitschrift nicht unerwähnt bleiben (S. 114 f.).

Der dritte Band von „Österreich II" ist ein historisches Werk. Es wird die Geschichte vom Abschluß des Staatsvertrags bis zum Ende der Ära Kreisky behandelt. Der Historiker findet hier stichhaltige detaillierte Angaben, und insofern ist das Buch für ihn von großem Wert (im besonderen durch die Zeitzeugenberichte). Doch Portisch selbst ist kein Historiker. Er schreibt nicht „sine ira et studio". Die Leser erfahren bei vielen Ereignissen, „wie der Autor das ... einschätzt" (S. 7). Fehler nennt er Fehler, aber er spart auch nicht mit Lob („Erneut ist die Haltung der damaligen Bundesregierung zu bewundern", S. 50). Und diese zu bewundernden Ereignisse in der österreichischen Politik sind gar nicht so wenige. Insofern hat das Buch — ganz ungezwungen — auch einen besonderen Wert im Rahmen der politischen Bewußtseinsbildung. Im Rückblick sieht der „politikverdrossene" Zeitgenosse, daß es nicht nur Skandale gegeben hat (die ebenfalls entsprechend erwähnt werden), sondern durchaus viele Abschnitte der jüngeren österreichischen Geschichte, auf die wir uneingeschränkt stolz sein können. Die positive Grundeinstellung des Autors zeigt sich vor allem auf dem Gebiet der

Kultur. Auch bei an sich problematischen Entwicklungen sucht er das Wertvolle daran herauszustellen.

Dabei tritt Portisch nicht nur als Berichterstatter auf, sondern mehrfach auch als durchaus nicht unbedeutender Akteur. Wie er darauf eingeht, zeigt den professionellen Könner. Das reicht von wenigen persönlichen Passagen („Dem Autor dieses Buches wurde [bei der Chruschtschow-Pressekonferenz in der Wiener Hofburg] als erstem das Wort erteilt", S. 128) bis zu ganz objektiven Sachverhaltswiedergaben („Othmar Urban und Hugo Portisch kommentieren den Apollo-Flug", S. 325). Besonders köstlich ist die Klassifizierung von Portisch durch Portisch: „Und ebenfalls unabhängig ist der neue Chefkommentator des ORF, der bisherige Chefredakteur des ‚Kurier', Hugo Portisch" (S. 272).

Im ganzen Buch zeigt sich: Der Autor kann (und will) den Journalisten nicht verleugnen. So werden auch Ereignisse wie etwa der Opernskandal 1963 und der „Wiener Zeitungskrieg" genüßlich ausgeschlachtet. Sehr zum Vergnügen der Leser, die sich an der anregenden Lektüre ergötzen. Ein besonderes Highlight ist die Szene, wie 1960 der amerikanische Botschafter in Moskau vom dortigen österreichischen Missionschef erfährt, daß der Pilot des abgeschossenen U-2-Spionageflugzeuges überlebt hat und aussagen kann: „Der ... Botschafter erbleichte" (S. 122). Und bei den ungemein spannend erzählten Vorgängen um den Kennedy-Mord spricht der Autor den Leser persönlich an: „Wer immer damals schon bewußt gelebt hat, kann heute noch die Frage beantworten, wo er gerade war, was er gerade getan hat, als er die Nachricht von der Ermordnung Kennedys erfuhr" (S. 235). Der Rezensent kann das bestätigen.

Hervorragend ist das Bildmaterial. Ereignisse und Personen werden dadurch eindrucksvoll charakterisiert. Die Qualität der Fotos ist fast durchwegs hochwertig. Sind von entscheidenden historischen Augenblicken aber nur zweitklassige Aufnahmen vorhanden, so scheut der Autor nicht davor zurück, auch diese zu bringen, um das Ereignis entsprechend zu dokumentieren. Die besten Bilder hervorzuheben würde zu weit führen. Das muß der Betrachter des Buches selbst erkunden, und er wird es mit Vergnügen tun. Erwähnt sei nur, daß auch Wiedergaben von Plakaten aufgenommen wurden, was oft besonders eindrucksvoll ist. Hier ist das, was man die Lesbarkeit der Bilder nennt, ganz wörtlich zu nehmen. Und wenn sich ein „Leser" nur auf die Fotografien konzentriert, bekommt er mit den Bildlegenden auch das Wichtigste vermittelt.

Auf Einzelheiten einzugehen würde den Rahmen der Rezension sprengen. Neben Ereignissen, die noch gut in Erinnerung sind, wird der Leser sicher auf manches stoßen, was seinem Gedächtnis bereits entschwunden war. Der seinerzeitige Zeitgenosse wird von der Lektüre des Buches ebenso profitieren wie die Jüngeren, die dadurch einen Einblick in die nahe Vergangenheit erhalten.

Aussetzen kann man an dem Buch nichts, was bei einem Autor mit weltpolitischem Horizont auch nicht verwundert. Die Behandlung der Themen ist exakt und wohlproportioniert, einzig beim Südtirolproblem fragt man sich, ob dieses wirklich so umfangreich (S. 147 - 170) referiert werden mußte. Für eine Neuauflage sei darauf hingewiesen, daß in dem übernommenen Gredler-Zitat „Berge haben gekreist und ein Mäuslein wurde geboren" (S. 188) es „gekreißt" heißen müßte. Die graphische Gestaltung ist ausgezeichnet (Franz Hanns), die Lektorierung (wie bei Kremayr & Scheriau üblich) wieder hervorragend (Helga Zoglmann).

Journalistisch aufbereitet, ist das in jeder Hinsicht seriöse Buch angenehm zu lesen, die Fotos lassen die Ereignisse auch optisch zur Geltung kommen. Es ist gut, daß es historisch versierte Journalisten gibt. Es ist gut, daß es Hugo Portisch gibt.

Anton Pontesegger

Hermann Mayrhofer, **Wanderführer Ost-Österreich.** Band 2 (Wien: Falter Verlag 1996) 384 Seiten, 88 Wegskizzen, zahlreiche Schwarzweißfotos, öS 348,—

Nach dem großen Erfolg des ersten Bandes (vgl. die Besprechung 1995 im Heft 2 des 44. Jahrgangs dieser Zeitschrift, S. 196) legt der für derartige Bücher bestens ausgewiesene Autor einen zweiten Band vor. „88 der schönsten Touren zwischen Mostviertel und Seewinkel, zwischen Thaya und Mur" lautet der treffende Untertitel dieses neuen Wanderbuches.

Die Gliederung der 88 Touren folgt dem bewährten Schema aus dem ersten Band. Einer kurzen Einleitung und dem Abdruck einer Wegskizze für einen ersten Überblick folgt die sehr ausführliche und präzise Wegschilderung. Den jeweiligen Abschluß bilden wieder Informationen über die Gesamtlänge der Wanderzeit, über die Höhendifferenz, über Stützpunkte entlang der Route, Hinweise zur Anreise sowie zum geeigneten Kartenmaterial, ehe kurze Bemerkungen zu Sehenswürdigkeiten unterschiedlicher Art entlang der Wanderroute den jeweiligen Beitrag abrunden. Am Ende des Bandes finden sich zusätzlich Informationen über die Öffnungszeiten von Gasthäusern, Schutzhütten, Museen und kunsthistorischen Stätten entlang der einzelnen Wanderwege, außerdem Hinweise zur Erreichbarkeit der Ausgangspunkte der Wanderungen mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Von den 88 Wandervorschlägen liegen elf im Waldviertel und zwei in der Wachau. Der Autor hat bei der Auswahl einige „Schmankerln" ausgewählt, die für viele Wanderer durchaus neue Routen erschließen. Genannt seien hier die Wanderrouten um Drosendorf, um Sigmundsherberg, im Taffatal, durch die Wälder des Droßeramtes und um Litschau zu den imposanten Granitfelsburgen. Zu den bekannteren, aber immer lohnenden Vorschlägen zählen sicher die Wanderungen im Naturpark Bad Großpertholz, in der Ysperklamm und um Dürnstein. Alle Wandervorschläge sind liebevoll beschrieben; der Autor versteht es auch, scheinbar unwesentliche, aber treffende Details in den Wegbeschreibungen unterzubringen.

Das Fazit lautet somit wie beim ersten Band: Der „Wanderführer Ost-Österreich 2" ist ein sehr praktisches und nett ausgestattetes Buch, das hoffentlich viele Menschen zu Wanderungen anregen wird.

Harald Hitz

Fritz Fellner (Hg.), **Das Mühlviertel in alten Ansichten. Aus Uropas Photokiste** (Linz: Landesverlag im Veritas-Verlag 1996) 136 Seiten mit zahlreichen Schwarzweiß-Abbildungen, öS 298,—

Der vorliegende Band geht zurück auf eine Initiative der Oberösterreichischen Rundschau, die in ihren Regionalausgaben ihre Leser/innen aufforderte, alte Fotos aus Familienbesitz zur Veröffentlichung einzusenden. Aus diesem Fundus und den Beständen des Mühlviertler Heimathauses Freistadt hat der Herausgeber Fotos aus der Zeit von 1875 bis in die fünfziger Jahre ausgewählt und mit teils informativen, teils launigen Kommentaren ergänzt. In einem kurzen Vorwort spricht er — leider nur ganz allgemein — die Entwicklung der Fotografie an und verweist auf die Rolle der „Lichtbildner" (wandernder Fotografen, die der Landbevölkerung ihre Dienste anboten). Gerne hätte man Näheres zu diesem interessanten Thema erfahren.

Die Stärke des Buches liegt eindeutig in den Fotografien selbst. Leider wird gerade deren Wirkung sehr dadurch beeinträchtigt, daß viele Fotos schräg oder gar überlappend abgebildet sind. Auch das kleine Format mancher Fotos läßt eine detaillierte Betrachtung oft nicht zu, andererseits bleibt meistens ein größerer Teil der Seiten weiß.

Der erste und umfangreichste Abschnitt bietet in alphabetischer Reihenfolge „Ansichten und Aussichten" von Mühlviertler Ortschaften und Ausflugszielen. Bilder von großen, leeren Plätzen mit einigen Kindern als Staffage, Landschaftsaufnahmen mit deutlich erkennbaren Flurformen, aber auch belebte Ausflugsziele werden dem Betrachter vorgeführt. Durch ihre künstlerische Qualität fallen besonders die Stimmungsbilder des Freistädter Fotografen Kaspar Obermayr auf. Die Kommentare zu den Abbildungen wirken manchmal etwas flüchtig. Was hat es beispielsweise mit der „legendären Sommerfrischlerschlacht" in Lasberg auf sich? Handelt es sich bei der „Turnhalle" für Wanderer in der Ameisbergwarte, über die sich der Herausgeber so wundert, nicht vielmehr um die auf der Postkarte abgebildete „Thurmhalle", wohl den Festsaal der Restauration?

Es folgen Porträt- und Gruppenfotos („Gesichter und Gesten"): Reichsarbeitsdienst und Nähmaschinenkurs, Frontsoldat und Fasanjäger, Faschingsjux und Gasübung finden sich nebeneinander — der treuherzig-vertrauliche Ton mancher Bildunterschriften läßt an private Fotoalben denken. So heißt es z. B. zu einer Atelieraufnahme zweier Soldaten: „Diese beiden Männer [...] ließen sich im Jahr 1915 fotografieren, für die Daheimgebliebenen als Andenken, man wußte ja nicht, was die

Zukunft noch bringen wird." Kurios ist das Bild eines Mühlviertler Originals in einem Mantel mit hunderten Abzeichen.

Weiter geht es mit der Entwicklung der Mobilität „Vom Schubkarren bis zur Schnellstraße". Was die besonders in diesem Abschnitt enthaltenen Karikaturen, z. B. aus den „Münchner Fliegenden Blättern" oder den „Düsseldorfer Monatsheften", hier zu suchen haben, ist freilich nicht recht einsichtig.

In zwei Abschnitten über das Arbeitsleben sind neben bäuerlichen Tätigkeiten wie Dampfdreschen, Flachsernte und -verarbeitung oder Holzarbeit in teilweise beeindruckenden Aufnahmen einige kaum noch existierende Berufe dokumentiert: Pechölbrenner, Siebmacher, Wachszieher, Strumpfstricker, Nachtwächter... Amüsant ist der Blick in die Praxis eines Zahnarztes von 1920 (mit säuerlich lächelnder Patientin).

Bunt durcheinander geht es wieder im letzten Abschnitt „Ereignisse — Was die Mühlviertler bewegte": Bilder von Überschwemmungen und Bränden finden sich neben den Auswirkungen kriegerischer Ereignisse (z. B. „Kriegs-Metallsammlung" 1915, „Kriegs-Getreide-Aufnahme-Kommission", „Kriegsglocken") und Volksbelustigungen wie Zirkus- und Theatervorstellungen. Die einleitenden Worte zu diesem Abschnitt geben die Grundhaltung des Buches wieder: „Das eine ist aber versöhnlich: Nach jeder Katastrophe kehrte wieder das normale Leben und der Alltag mit all seinen kleinen, bescheidenen Freuden ein."

Der Blick in „Uropas Photokiste" wird zwar auch dem primär historisch Interessierten manchen unerwarteten Fund bescheren, richtet sich in seiner nostalgisch-harmonisierenden Sicht der Vergangenheit und seiner populären Aufmachung aber eher an die Unterhaltungsbedürfnisse eines breiteren Publikums.

Franz Pötscher

Antonín Bartoněk/Bohuslav Beneš/Wolfgang Müller-Funk/Friedrich Polleroß (Hg.), **Kulturführer Waldviertel — Weinviertel — Südmähren.** Aktualisierte Neuauflage (Wien: Deuticke 1996) 414 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen, öS 348,—

Bereits drei Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses insbesondere bei der Vorbereitung und Durchführung von Ausflügen und Kunstreisen in das an architektonischen und anderen kulturellen Schätzen so reiche Südmähren sehr nützlichen Führers ist eine Neuauflage notwendig geworden.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Die ersten beiden Teile dienen der allgemeinen Information und eignen sich sowohl zur Einstimmung auf konkrete Exkursionen als auch unabhängig davon zur Erwerbung von Basiswissen. Es handelt sich um einen „systematischen" Teil mit Überblicksdarstellungen der allgemeinen Geschichte, der Kunst- und der Wirtschaftsgeschichte der niederösterreichisch-mährischen Grenzregion, auf den ein „narrativer" Teil folgt. Dieser enthält Beiträge über die Verkehrswege, den Weinbau und die Volkskultur, aber auch über das Schicksal der Juden, die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus Südmähren 1945/46 (ausgehend von der Zerstörung der „Lebenseinheit" Grenze durch den politischen Nationalismus unseres Jahrhunderts) und die Neubesiedlung der verlassenen Städte und Dörfer; über deutschsprachige Schriftsteller Südmährens; über „die Vertreibung der Mehrsprachigkeit [...] aus den habsburgischen Ländern" und die Bedeutung der Sprachgrenzen um 1900 sowie über die Sprachen (Dialekte) und Ortsnamen in Südmähren, im Wald- und im Weinviertel. Der dritte, im wesentlichen alphabetisch nach Ortsnamen geordnete Teil bietet (manchmal allzu) konzise Informationen zu einzelnen Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Museen, aber auch zu den Stichworten „Waldviertel", „Weinviertel", „Südmähren", „(Südmährisches) Hügelland", „Mährische Slowakei", „Leiser Berge", „Pollauer Berge", „Kamptal", „Pulkautal" und „Zayatal".

Da der Text gegenüber der Erstauflage, abgesehen von der Verbesserung einiger (keineswegs aller) Druckfehler unverändert ist, sei auf die Besprechung im Jahrgang 43 (1994) dieser Zeitschrift, Seite 93 bis 95, verwiesen. Bedauerlicherweise sind die zahlreichen schönen, freilich vielfach allzu

klein reproduzierten Farbfotos der ersten Auflage dem Sparprogramm des Verlags zum Opfer gefallen und müssen in der Neuauflage als schwarzweiße Aschenputtel ihr Dasein fristen.

Thomas Winkelbauer

Walter Pötsch, **Geheimtips, Könner, Kostbarkeiten.** 400 Ausflugsziele für Fortgeschrittene. 400× Lust aufs Land (St. Pölten: Schubert & Franzke 1996) 248 Seiten, illustriert, Karten, öS 248,—

Der vorliegende reich bebilderte Ausflugsführer stellt — nach Bundesländern und innerhalb dieser alphabetisch nach Orten geordnet — Veranstaltungen, Persönlichkeiten, Institutionen, Tätigkeiten und Besichtigungspunkte aller Art vor, welche des Besuchs von wiß- und sensationshungrigen Ausflüglern für wert erachtet werden. Das Angebot reicht vom konventionell anzusehenden Brauchtum bis hin zu esoterischen Wanderwegen, von der passiv zu erlebenden Kulturveranstaltung bis hin zum aktiv mitzumachenden Elefantenreiten.

Ohne größere inhaltliche Ansprüche, in kurzgefaßten und zugleich leichtfaßlichen Textabschnitten, jeweils von einer Abbildung sowie einer Adressenangabe begleitet, werden, unterstützt von Karten und einem Ortsregister als zusätzlichen Findinstrumentarien, jene im Vorwort zwar auf eine nicht näher definierte „Landkultur" bezogenen, tatsächlich aber u. a. sogar Wien mit umfassenden Attraktionen vorgestellt.

Ralph Andraschek-Holzer

Wirtschaftskammer Niederösterreich (Hg.), **50 Jahre Wirtschaftskammer Niederösterreich. Rückblick & Ausblick** (Wien: Wirtschaftskammer Niederösterreich 1996) 315 Seiten, viele Schwarzweiß-Abbildungen.

1996 feierte die Wirtschaftskammer Niederösterreich den 50. Geburtstag und gratulierte sich selbst mit der vorliegenden Festschrift. Diese besteht aus drei großen Teilen.

Werner Lamm, WK-Bezirksstellenleiter in Hollabrunn und bekannt durch kulturhistorische Artikel in der Zeitschrift der WK Niederösterreich, ist Autor des Beitrags „Die Geschichte der Wirtschaftskammer Niederösterreich kann man nur in Zusammenhang mit der Geschichte unseres Landes sehen" (S. 9 - 140). Dieser programmatische Ansatz zieht sich auch durch den gesamten Beitrag. Es ist natürlich keine kritische Geschichte der WK NÖ, weil ja keine originären Quellen benutzt werden konnten — Absicht des Verfassers war es vielmehr, die Entwicklung der Organisation im Zusammenhang mit der Geschichte Österreichs in der Zweiten Republik darzustellen, wobei der Autor die politischen Entscheidungen aller Art aus dem Blickwinkel der WK wertet. Leider hat der Autor keinerlei Literaturangaben veröffentlicht. Der Bildteil „50 Jahre Wirtschaftskammer Niederösterreich im Bild" stellt praktisch die Illustration zum ersten Großkapitel dar.

Der dritte Abschnitt „Perspektiven für Niederösterreichs Zukunft" vereint siebzehn Beiträge verschiedener Persönlichkeiten (Erwin Pröll, Johann Farnleitner, Ernest Gabmann, Peter Faller, Hilde Umdasch, Adolf Stricker u. a.) zu unterschiedlichen Themen: Telekommunikation, Weiterbildung, Verkehrswesen, Sozialpartnerschaft seien beispielhaft genannt. Große Teile dieser Aussagen werden wohl in die künftige WK-Politik einfließen, sodaß eine eingehende Auseinandersetzung mit diesen Themen lohnend erscheint.

Mit dem vorliegenden Buch hat die Wirtschaftskammer NÖ als eine wichtige Organisation innerhalb der Sozialpartnerschaft ihren 50jährigen Bestand würdig gefeiert.

Harald Hitz

Manfred Greisinger (Hg.), **Waldviertler Weisheiten. Aus der Welt wahrer Werte** (Allentsteig: Edition Stoareich 1996) 160 Seiten, 9 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 188,—

An die 180 Waldviertler oder Waldviertel-Freunde folgten dem Aufruf Greisingers, ihre Gedanken, Gefühle, Stimmungen und Bekenntnisse zu dieser Landschaft niederzuschreiben. So unterschiedlich die Wortspenden sind, so unterschiedliche Textsorten verewigt auch das vorliegende Buch:

Geschichten, Gedichte, Sprüche, Witze, Anekdoten, Heiteres und Trauriges, Besinnliches und Kritisches, Modernes und Klischeehaftes bilden gemeinsam ein buntes Mosaik und fügen sich zusammen zu einer Sympathie- oder sogar Liebeserklärung an das Viertel ober dem Manhartsberg.

Bei der Lektüre lernt man den Typ des Waldviertlers und teilweise seinen Dialekt näher kennen, spürt den Reiz der kargen Landschaft und erkennt auch als Waldviertler immer wieder neue Facetten dieser Region, die zwischen Lethargie und Aufbruch schwankt.

Greisinger ist (in all seinen Büchern) ein leidenschaftlicher Verfechter der Aufbruchsstimmung. Er findet in der Unverfälschtheit und Stille dieses Landstrichs die Energie für neue Kreativität und den Einstieg „in ein gehaltvolles, bewußtes, verwurzeltes Leben mit Tiefgang". In diese „Welt wahrer Werte" kann auch der Leser eintauchen.

Johann Fenz

Birgit Chlupacek/Martin Uitz, **Radtouren mit Kindern im Waldviertel** (Augsburg: Verlag Steiger 1996) 128 Seiten mit 55 Farbabbildungen, 30 Tourenkarten und einer Übersichtskarte, öS 198,—

Der erste Eindruck dieses Buches ist großartig: handlich im Format, gefällig von der Gestaltung, viele Karten und herrliche Farbfotos vermitteln für Familien mit Kindern ein Gefühl, für die Planung ihrer Freizeitgestaltung genau das Richtige in der Hand zu haben.

Bemüht man sich allerdings, das Buch sorgfältig durchzulesen, wird man sofort mit einer Unsumme von Irrtümern konfrontiert, die bei einer gewissenhaften Bearbeitung durch die Textautoren überhaupt nicht vorkommen dürften. Doch bevor ich auf einzelne Fehler exemplarisch eingehen möchte, muß einmal grundsätzlich der Ansatz dieses Buches überlegt werden. Wenn 7- bis 8jährigen Kindern eine Tagesetappe bei Radtouren zwischen 40 und 70 Kilometern zugemutet wird, dann kann davon ausgegangen werden, daß sich die Autoren viel zu wenig mit den tatsächlichen Schwierigkeiten mit dem Radfahren im Waldviertel auseinandergesetzt haben. Schlußweg kann ich mit gutem Gewissen behaupten, daß von den 30 angeführten Touren etwa die Hälfte für die angegebenen Altersgruppen denkbar ungeeignet ist. Wer kann sich beispielsweise vorstellen, daß siebenjährige Kinder bei der angegebenen Route Nr. 3 durch das Yspertal eine ständig bergaufführende Strecke von zirka 10 Kilometern bewältigen, ohne dabei ihren Unmut zu äußern? „Rolleretappen" über längere Distanzen kann ich Kindern zweifelsohne zumuten, aber das ständige bergauf, bergab ist für Kinder in unserer Region nur bedingt empfehlenswert.

Bereits die Übersichtskarte auf Seite 6/7 macht einen stutzig: statt des vertrauten Weinsberger Waldes ist als Landschaftsbezeichnung der Greiner Wald angeführt. Auf vielen Seiten folgen nun zum Teil haarsträubende Fehler, so auf Seite 11, wo die Autoren von einer Industrialisierungswelle im Waldviertel sprechen, die Wohlstand und Arbeitsplätze brachte. Auf Seite 15 erfahren wir über die Ruine Kaja, daß die deutschsprachige Ansiedlung im Grenzgebiet zu Mähren auf die Zeit der Völkerwanderung zurückgehen soll, auf Seite 29 werden die Barockmaler Troger und Rottmayr zur „Kunst der Donauschule" gezählt, auf Seite 70 wird eine längst nicht mehr existierende Heilanstalt für Kaltwasserkuren auf der Burg Hartenstein angeführt, und eigentlich beinahe „obligat" sind wieder einmal die Wackelsteine Zeugen der letzten Eiszeit. Bei falschen Schreibweisen von Orten und irrtümlichen Angaben könnte man vielleicht noch nachsichtig sein, peinlich wird es aber, wenn wiederholt falsche Angaben bei Ortsausfahrten gemacht werden, wie etwa von Zwettl nach Groß-Gerungs, wo immer die Richtung nach Weitra angegeben wird, oder wenn die Routenbeschreibung im Text nicht mehr mit der Route auf der Karte übereinstimmt, wie bei der Route Nr. 24. Noch dazu, wenn bei Radtouren mit Kindern gefährliche Straßenabschnitte angeführt werden (von Gradnitz nach Zwettl), wo doch in unmittelbarer Nähe ein asphaltierter, verkehrsfreier Ausweichweg vorhanden ist. Warum wird weiters der „Kuenringerweg" von Krems nach Zwettl angeführt, umgekehrt würden viele Streckenabschnitte bergab führen?

Viele unrichtige Angaben, schlechte Recherchen und vielfach nicht altersgemäß abgestimmte Routen lassen diesen Führer nicht weiterempfehlen.

Norbert Müllauer

Gerhard Floßmann (Hg.), **Der Bezirk Melk. Herzstück Niederösterreichs — Band III einer Bezirkskunde: Kultur- und kunsthistorische Schätze des Bezirkes Melk** (Melk: Kuratorium zur Herausgabe einer Bezirkskunde für den Bezirk Melk 1996) 240 Seiten, unzählige Farbabbildungen, öS 390,—

Das ehrgeizige Projekt einer dreibändigen Bezirkskunde für den Bezirk Melk ist vollendet! Nur Eingeweihte können erahnen, was es bedeutet, innerhalb von nur sechs Jahren drei gewichtige Bände zu publizieren. Welche Unsummen an Zeit haben Autoren und Fotografen, Herausgeber und Setzer, Förderer und Verantwortliche hier wohl investiert? Das Ergebnis ist allerdings umso höher einzuschätzen und entschädigt sicher für manche Unbill, die sicher aufgetreten sein wird. Nach Vorarbeiten seit der Mitte der Achtzigerjahre erschien Band I 1990 (siehe die Rezension im 40. Jahrgang 1991 dieser Zeitschrift auf den Seiten 388 bis 390), Band II im Jahr 1994 (Besprechung im 44. Jahrgang 1995 auf den Seiten 302 und 303); 1996 wurde nun der abschließende III. Band in einem für die Fotos günstigen Format publiziert. Der Untertitel präzisiert exakt den Inhalt des Werkes: Die zahlreichen kultur- und kunsthistorischen Schätze des Bezirks sollen ins richtige Licht gerückt werden.

„Die Bau- und Kunstdenkmäler im Bezirk Melk" lautet der Titel des kunsthistorischen Überblicks von Renate Holzschuh-Hofer (S. 12-29). Die Autorin behandelt darin „die für die Kultur im Melker Raum beispielhaften Objekte hinsichtlich ihres kunsthistorischen Stellenwertes innerhalb einer chronologischen Darstellung" (S. 12). Der Beitrag ist gut lesbar und durchdacht aufgebaut, wenngleich das 19. und 20. Jahrhundert im Gegensatz zu den früheren kunsthistorischen Epochen etwas kursorisch abgehandelt erscheinen.

Den Rest des Buches bilden die prachtvollen Farbabbildungen, von denen die meisten von Johann Frank stammen. Die Abfolge der Fotobeiträge orientiert sich an der im Band II eingeführten kulturlandschaftlichen Gliederung, wodurch ein enger Konnex zu den Inhalten des zweiten Bandes der Bezirkskunde gegeben ist. Johann Frank beweist in seinen Aufnahmen, daß er die wesentlichen Inhalte der dargestellten Objekte fotografisch hervorragend einfangen kann, aber auch die Technik der stimmungsvollen Fotografie beherrscht. Fotos kann man aber nicht beschreiben, sie muß man in Muße betrachten.

Abschließend ist zu dieser prachtvollen dreibändigen Bezirkskunde dem sachkundigen Herausgeber, Prof. Mag. Dr. Gerhard Floßmann, zu gratulieren, der praktisch ein Jahrzehnt seiner Freizeit für dieses Werk geopfert hat. Ohne die Bemühungen des Kuratoriumsvorsitzenden, Bezirkshauptmann Dr. Hadmar Lechner, wäre die Finanzierung dieses Mammutunterfangens sicher nicht gelungen, sodaß auch ihm der Dank dafür gewiß sein wird. Der Bezirk Melk aber kann sich über eine umfassende und richtungweisende Bezirkskunde freuen, die sicher nicht in jedem Bezirk in ähnlicher Qualität publiziert werden kann.

Harald Hitz

Erwein H. Eltz/Wolfgang Katzenschlager/Arno Strohmeyer, **Schloß Weitra** (Schloß Artstetten: DruckWerkE schloß artstetten für Edition Arco 1996) 64 Seiten, 32 Farbabbildungen, öS 98,—

Die Landesausstellung 1994 — „Die Fürstenberger, 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa" — war der Beginn einer neuen Entwicklung des Schlosses Weitra. Mit beträchtlichem Aufwand wurde das Schloß, das nach der Verwüstung während des Zweiten Weltkrieges (es diente u. a. als Materiallager der Luftwaffe) und durch die anschließende russische Besatzung in den letzten Jahrzehnten nur durch große finanzielle Mittel vor dem endgültigen Verfall bewahrt werden konnte, großzügig renoviert.

1995 wurden vom Schloßbesitzer in Zusammenarbeit mit dem Kulturverein Schloß Weitra ein Schloßmuseum und eine Bierausstellung im Schloßkeller eröffnet. Kulturelle Veranstaltungen im kleinen Schloßtheater und im Arkadenhof des Schlosses sind weitere Aktivitäten zur Belebung des nun wiederhergestellten Hauses.

Das vorliegende Büchlein, das sich als Museumsführer versteht und bei der Beschreibung des Schloßmuseums in seinen Themen der Anordnung der einzelnen Ausstellungsräume folgt, behandelt die Gründung von Burg und Stadt Weitra durch die Kuenringer am Anfang des 13. Jahrhunderts sowie die Anlage der Stadt und ihre bauliche Entwicklung. Es stellt die Besitzer der Herrschaft und der Stadt Weitra von den Anfängen bis heute vor und schildert die Entwicklung von der einstigen Kuenringerburg zum prächtigen Renaissanceschloß (der Umbau erfolgte Ende des 16. Jahrhunderts durch Wolf Rumpf) sowie die verheerenden Brände im 18. Jahrhundert. In einem eigenen Abschnitt werden die Privilegien der Stadt und die Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und den Inhabern der Herrschaft besprochen. Sehr umfangreich sind die Abschnitte, die von den Fürstenbergern, die seit 1607 Besitzer des Schlosses Weitra sind, handeln. Hier wird auf die Stellung Weitras im Herrschaftsgefüge dieser Grafenfamilie, auf die Gründung der Weitraer Linie, auf wichtige Persönlichkeiten der Familie und auf deren Bedeutung für Kunst und Wissenschaft hingewiesen. Schließlich werden einige der erhalten gebliebenen (und in den letzten Jahren restaurierten) Objekte des ehemals großen Kunst- und Kunsthandwerksbestandes vorgestellt. Die beiden letzten Räume des Museums beschäftigen sich mit den wirtschaftlichen Grundlagen der fürstenbergischen Besitzungen in Weitra und mit der Zeit der sowjetischen Besatzung. Zahlreiche Fotos ergänzen den Text.

Das Biermuseum ist in den Kellerräumen des Schlosses untergebracht. Es zeigt sowohl die Stadt Weitra als älteste Braustadt Österreichs als auch die lange Brautradition der Fürstenberger und vermittelt grundlegende Kenntnisse über die Geschichte des Bierbrauens. Schade, daß diese Bierausstellung nur auf knapp zweieinhalb Seiten und ohne Abbildungen vorgestellt wird.

Bei einer allfälligen Neuauflage des Büchleins sollte man verschiedene Schreibweisen von Personennamen (Leutholt/Leutold, S. 7) vermeiden und die sehr enge Schrift bei der Wiedergabe der Verordnung der sowjetischen Besatzungsmacht (S. 59 f.) durch eine besser lesbare ersetzen.

Der gefällig gestaltete Museumsführer gibt einen guten Einblick in die Geschichte der Stadt Weitra, der Herrschaft und seiner Bewohner. Seine Lektüre ist sicher eine gute Einstimmung auf den Besuch des Schlosses Weitra und wird bei der Besichtigung der Schauräume eine sinnvolle Ergänzung sein.

Herbert Neidhart

Franz Binder, **700 Jahre Pfarre Vitis** (= Vitis — unsere Heimat, Ausgabe 1996, Vitis 1996) 76 Seiten.
Bestelladresse: Gemeindeamt Vitis, 3902 Vitis, Hauptplatz 16 (Abgabe gegen eine freiwillige Spende)

Innerhalb einer Reihe heimatkundlicher Mitteilungen ist dieses besondere Heft erschienen, das aus Anlaß der urkundlichen Erstnennung der Pfarre im Jahr 1296 so etwas wie eine Geschichte der Pfarre in 14 unterschiedlich langen Kapiteln enthält. Zahlreiche Bilder und Skizzen lockern den Text auf, die gängige Literatur ist — bis in die letzten Jahre hinein — verwendet worden. So entstand ein durchaus wertvolles und anschauliches Büchlein, das eine völlig veraltete Darstellung aus dem Jahr 1909 (von Franz Heilsberg) ersetzen soll.

Die Kapitelüberschriften sagen etwas von dem Inhalt aus und sollen daher hier angeführt werden: Die Entstehung der Pfarre — Die erste urkundliche Erwähnung — Der Pfarrer als Wirtschafts- und Grundherr — Die Zeit bis zur Reformation — Reformation und Gegenreformation — Die Barockzeit — Josefinismus und Staatskirchentum — Das Jahr 1848 und die Aufhebung der Grundherrschaft — Katholischer Aufbruch (im 19. Jahrhundert) — Unser Jahrhundert — Pfarre heute — Reihenfolge der bekannten Seelsorger — Weltpriester der Diözese St. Pölten, die aus der Pfarre Vitis stammen — Pfarrkirche zum hl. Bartholomäus (kurze Beschreibung).

Vor allem die neuere und neueste Zeit sind sehr sorgältig erfaßt, auf die Nennung beteiligter Personen wird größter Wert gelegt; so sind etwa auch alle Ministranten, die gegenwärtig Dienst tun, namentlich aufgeführt, ebenso alle Mitarbeiter und Mitglieder in den pfarrlichen Räten.

Das ist nicht als Kritik zu sehen, sondern als eine Feststellung, die etwas von dem Charakter des Buches sagt. Es ist eben eine Geschichte der Pfarre, in der das Institutionelle (auch auf Seite der

Gemeindeglieder) im Vordergrund steht. Man sollte allmählich aber doch sehen, daß eine solche Pfarre nicht als Wirtschaftskörper oder Rechtspersönlichkeit gegründet wurde, sondern für den regelmäßigen Vollzug der Verkündigung und kirchlichen Handlungen, also — im christlich-dogmatisch-kirchlichen Verständnis — für die Vermittlung des Heils. Alle anderen — auch die rechtlichen — Aspekte leiten sich von diesem Grundanliegen ab.

Dieses ist aber durch die Jahrhunderte jeweils anders konkretisiert worden. Und davon gibt es Zeugnisse genug: Gottesdienstordnungen, Bildstöcke, Altäre, schriftliche Quellen, also Gesang- und Gebetbücher, Predigten, testamentarische Äußerungen. Und Pfarrer waren nicht in erster Linie dazu da, um Kirchen zu bauen oder Grund zu erwerben, sondern dazu, um diesen Auftrag (Gemeindeleitung und Heilsmittlung) am konkreten Ort in einer bestimmten Zeit (kirchenrechtlich und staatskirchenrechtlich gebunden) zu erfüllen. Alles andere erwuchs aus der Art, wie eben diese oder jene Persönlichkeit den Auftrag auszuführen versuchte, welche Faktoren von außen Einfluß nahmen, was geistig, bekenntnismäßig, politisch, wirtschaftlich und militärisch in der Zeit und in der Region geschehen ist.

Nein, das ist keine Ablehnung der Arbeit von Binder und seinen Helfern. Diese kann als eindrucksvoll, sorgfältig und gut angesehen werden; das ist eine grundsätzliche Frage an alle, die Pfarrgeschichten schreiben. Und hier wäre es an der Zeit, andere Vorgaben zu setzen, auf denen aufgebaut werden kann, die für die einzelnen Pfarren operationalisiert werden könnten. Daß das über die Erarbeitung der Geschichte einer einzelnen Pfarre hinausgeht, ist klar, daher ist es auch diesem Buch nicht anzulasten.

Von diesem ist festzustellen, daß es eine Fülle von sorgfältig gesammelten und auch übersichtlich dargebotenen Angaben enthält. Ob die Wertungen einzelner Phänomene, wie etwa des Josefinismus oder des katholischen Vereinswesens im 19. Jahrhundert, immer so ganz einwandfrei sind, wäre freilich zu diskutieren. Aber das weist ja auch schon wieder über die Geschichte der Pfarre Vitis hinaus. Für die Pfarre und ihre Angehörigen ist jedenfalls ein gutes Informationsmittel über die Vergangenheit ihrer Pfarre entstanden, das empfohlen werden kann. Und unbeschadet der oben geäußerten generellen Überlegungen ist doch festzuhalten, daß es schön wäre, wenn möglichst jede Pfarre über ein adäquates Buch verfügte.

Gustav Reingrabner

Landesverband vom Roten Kreuz für Niederösterreich, Bezirksstelle Waidhofen an der Thaya (Hg.), **Seit 1880 Rotes Kreuz in Waidhofen an der Thaya** (Waidhofen/Thaya: Eigenverlag 1996) 160 Seiten, zahlreiche Abbildungen

1880 konstituierte sich unter der Präsidentschaft von Baronin Ernestine Gudenus in Waidhofen an der Thaya der Zweigverein des „Vereines zum roten Kreuz". Seit 30 Jahren findet das Waidhofner Rotkreuz-Volksfest statt. Seit Juni 1986 steht für die rasche medizinische Erstversorgung im Bezirk ein Notarztwagen zur Verfügung, und schließlich wurde 1996 der Umbau der Rot-Kreuz-Bezirkszentrale vollendet. Aus diesen Gründen brachte die Bezirksstelle Waidhofen an der Thaya des Roten Kreuzes eine Festschrift mit 26 Beiträgen verschiedener Autoren heraus.

Friedrich Schadauer und Otto Pavlecka befassen sich in zwei getrennten Aufsätzen mit der Geschichte der Rot-Kreuz-Organisation. Obwohl beide Beiträge naturgemäß Parallelen aufweisen, erscheint diese Trennung aber gerechtfertigt. Während Pavlecka sich bei seinen Ausführungen vor allem auf die Tagebuchaufzeichnungen seines Vaters stützt (Franz Pavlecka erwarb sich nach Kriegsende große Verdienste um den Wiederaufbau der lokalen Rot-Kreuz-Organisation, von 1950 bis 1965 war er Geschäftsführer der Bezirksstelle) und so eine Fülle von interessanten Details bietet, geht Schadauer auch auf die Geschichte der internationalen Organisation ein. Seine Chronik der Waidhofner Bezirksstelle reicht von den Anfängen bis zur Gegenwart, behandelt aber vor allem jene Zeiträume, die im Beitrag von Pavlecka nicht abgedeckt werden, wobei Schadauer zahlreiche Quellen verwendete. Beide Abhandlungen enthalten übrigens eine Fülle von interessanten Bilddokumenten.

In weiteren Beiträgen befassen sich unter anderem Gustav Ledl und Josef Zimmermann mit der baulichen Entwicklung der Rot-Kreuz-Bezirkszentrale und Peter Binder mit dem Waidhofner

Rot-Kreuz-Volksfest und seiner Organisation in den letzten 30 Jahren. Dr. Horst Gabler und Dr. Maria Gabler-Loidolt schreiben über den Notarztwagen und die Notarztausbildung und Josef Zimmermann über die Ausbildung von Bevölkerung und Personal. Auch die anderen Beiträge, die viele Bilder und recht interessantes statistisches Material enthalten, dokumentieren vor allem Idealismus, Hilfsbereitschaft und Einsatzfreude zahlreicher Menschen, die einen großen Teil ihrer Freizeit der Allgemeinheit widmen. Sie geben aber auch Einblicke in das Rettungswesen einer Kleinstadt in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und stellen so ohne Zweifel wichtige Zeitdokumente dar.

Es ist hier eine Festschrift gelungen, zu der man wohl vor allem dem Redaktionsteam (Friedrich Schadauer, Otto Pavlecka und Josef Zimmermann) gratulieren darf. *Friedel Moll*

Stadtgemeinde Zwettl-NÖ (Hg.), **25 Jahre Großgemeinde.** Festschrift anläßlich des 25jährigen Bestehens der Stadtgemeinde Zwettl-NÖ nach der Gemeindevereinigung im Jahre 1971 (Zwettl: Stadtgemeinde 1996) 88 Seiten, viele Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen.

1971 wurde Zwettl im Rahmen der Gemeindezusammenlegung mit 256 km² die flächengrößte Gemeinde des Bundeslandes Niederösterreich. 13 Gemeinden mit insgesamt 61 Katastralgemeinden hatten damals ihre Selbständigkeit aufgegeben und sich zur neuen Großgemeinde unter Führung der Stadtgemeinde Zwettl zusammengeschlossen. Zum 25jährigen Bestand dieses Experiments erschien nun diese nett gestaltete Festschrift. Sie möchte „als lokalhistorisches Dokument einerseits nochmals das Zustandekommen dieser Großgemeinde Zwettl schildern und andrerseits die Entwicklung der letzten 25 Jahre auf den verschiedensten Gebieten aufzeigen" (S. 8).

Dieser Absicht folgend beinhaltet der Band unterschiedliche Themen. Die Frage „Warum Gemeindevereinigung? Die Hintergründe der Kommunalstrukturreform" wird genauso angesprochen wie „Die ehemaligen Gemeinden" (verfaßt von Friedel Moll) nochmals eine kurze Würdigung erhalten. Den Hauptteil der Broschüre bilden aber unter dem Titel „Die Entwicklung der Großgemeinde von 1971 bis 1996" Berichte über die Leistungen der Großgemeinde in den unterschiedlichen Aufgabenbereichen: Schulen, Kindergärten, Kultur, Feuerwehrwesen und diverse andere Themen werden darin angesprochen, die Texte sind durch Fotos und Diagramme illustriert. Das Schlußkapitel ist den beiden Partnerstädten Zwettls gewidmet.

Die Broschüre stellt natürlich keine kritische Stadtgeschichte der letzten 25 Jahre, sondern einen Leistungsbericht der Gemeindeverwaltung dar. Die vielen durchgeführten Projekte und der Wandel zu einem attraktiven Bezirkshauptort sind zweifelsohne Leistungen, auf die die Stadtgemeinde Zwettl stolz sein kann. *Harald Hitz*

Hubert Schmid, **Erinnerungen. 50 Jahre danach** (Krems: Malek Druck 1996) 240 Seiten mit 18 Abbildungen, öS 264,—

Der am 28. September 1923 in Amstetten geborene und in Krems ansässige Maler, Graphiker und Holzschneider Hubert Schmid hat seine Erinnerungen an die Zeit während des Zweiten Weltkrieges, den er als einfacher Soldat miterlebt hat, in Buchform artikuliert. Er hat die Aufzeichnungen, die er während seiner Gefangenschaft machte, erst fünfzig Jahre danach ins reine geschrieben. Hubert Schmid hat mit großer Akribie seinen persönlichen Soldatenalltag geschildert, basierend auf seinen Tagebuchaufzeichnungen. Er hatte ein ungefähr zwei cm dickes Tagebuch in seinem Brotbeutel, in das er verschiedene Notizen, Gedanken und Gedichte hineinschrieb, um sich von den Kriegsereignissen abzulenken, wenn ihm dazu Zeit blieb. Später trug er das Notizbuch als Kugelfang in der linken Brusttasche seiner Uniform. Diese Erinnerungen sind ein alltagsgeschichtlicher Beitrag, der einmal mehr die Sinnlosigkeit und Brutalität von kriegerischen Auseinandersetzungen vor Augen führt.

Die Erinnerungen halten minutiös alltagsgeschichtlich interessante Episoden aus der Sicht eines einfachen „Obergefreiten" fest. Überhaupt fällt die Liebe zum Detail auf, was wohl auf das geschulte

Auge des Autors zurückzuführen ist. Neben der genauen Darstellung sind die Erzählungen durch große Emotionalität und tiefe Empfindung gekennzeichnet. Die verwendete Sprache ist sehr bildhaft, z. B.: „Die Sonne hatte kaum Platz, ihr Licht zwischen den vielen Flugzeugen auf die Erde zu schicken", als ein Fliegerangriff geschildert wurde. Der Autor hat aber auch zahlreiche historische Fakten und Zahlen eingebracht.

Es ist nicht immer klar erkennbar bzw. nachvollziehbar, ob es sich um Erzählungen handelt, die einer Tagebucheintragung zugrunde liegen, also das damalige Stimmungsbild reflektieren, oder ob es sich um Erinnerungen 50 Jahre danach handelt. Diese Diskrepanz fällt besonders bei manchen Dialogen auf, die nicht wörtlich zitiert sein dürften, sondern wohl vielmehr als Versuche zu werten sind, die Tagebucheintragungen in Dialogform lebendig(er) werden zu lassen. Diese Form der Erinnerung schmälert natürlich etwas die Authentizität dieser Erinnerungen als historische Quelle. In den Erzählungen kommt die Grausamkeit des Krieges — meiner Meinung nach — viel zu wenig zum Vorschein. Die persönlichen Kriegserfahrungen werden vielmehr durch eine innere Heiterkeit versöhnlicher.

Mitunter drängen sich Parallelen zu den literarischen Figuren des braven Soldaten Schwejk oder des Hauptmanns von Köpenick auf. Diese „Köpenickiade" wird vom Autor ja auch selbst ins Spiel gebracht, als er unverhofft in die Rolle eines Hauptmannes versetzt wurde.

Die Erinnerungen sind aber auch als ein Appell gegen Krieg und Zerstörung gedacht und sollen der heutigen Generation die Sinnlosigkeit und Brutalität von Kriegen vor Augen führen. Mitunter ist eine gewisse Verbitterung des Autors spürbar, etwa als er seine Versuche schildert, nach dem Krieg im normalen Alltag, vor allem im Schulalltag, wieder Fuß zu fassen. Es soll auch Verständnis für die damalige Zeit, die voller Entbehrungen war, geweckt werden. Hubert Schmid bringt — meiner Meinung nach — völlig richtig zum Ausdruck, daß man seine Vergangenheit nicht „bewältigen" soll und auch nicht kann, sondern vielmehr aufarbeiten muß. Er hat dafür die ganz persönliche Form seiner „Erinnerungen" gewählt.

Andreas Kompek

Erwin Frank, **Zeit-Zeugen der Besatzungs-Zeit 1945-1955, Bezirk Horn.** Herausgegeben vom Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk und Dorferneuerungskomitee. Zweite, erweiterte Auflage (Sigmundsherberg: Eigenverlag 1996) 168 Seiten, öS 150,—
Bezugsadresse: OSR Erwin Frank, 3751 Sigmundsherberg, Augraben 3

Zum Jubiläumsjahr „50 Jahre Zweite Republik" gab Erwin Frank eine Sammlung von Zeitzeugenberichten aus dem Bezirk Horn über die Zeit von 1945 bis 1955 heraus. Innerhalb von drei Monaten war die erste Ausgabe vergriffen. In der Folge meldeten sich weitere Zeitzeugen, auch aus dem Weinviertel, und so ist zum Millenniumsjahr eine zweite, erweiterte Auflage des Buches erschienen.

Die persönlich gehaltenen Erzählungen beginnen schon in der Zeit vor dem Kriegsende. Von den Fliegerangriffen und Soldatentransporten, Hamsterkäufen und Schwarzschlachtungen ist ebenso die Rede wie von den Einberufungen, den brutalen SS-Werbemethoden und der Exekution eines polnischen Fremdarbeiters und der Ermordung von Isidor Wozniczak im Mödringer Wald.

Erschütternd sind die Szenen aus der Besatzungszeit mit ihren Requirierungen, Vergewaltigungen und Menschenmorden. Wir erfahren aber auch, wie kinderliebend die russischen Soldaten waren, und manchmal gibt es auch heitere Episoden, wie die von dem Soldaten, der vor jedem Schluck vom Haustrunk aufsprang und einen Toast auf den „großen Stalin" ausbrachte (S. 25).

Von Angst und Not, Hilfsbereitschaft und Verrat ist die Rede und auch vom lebensbedrohenden Mut einzelner. Der Leser ist aber auch erstaunt über die Unvorsichtigkeit, mit der manche ihr Leben in Gefahr brachten und es oft auch verloren (vor allem durch den Besitz von Waffen und Munition).

Das Niveau (und der Wert) der einzelnen Aussagen ist unterschiedlich. Neben einfachen Biertischerzählungen mit allem Drum und Dran stehen ergreifende Schilderungen menschlicher Schicksale. Unvergeßlich, wie Josef Forsthuber und seine Angehörigen mit der tröstlichen Aufmunterung „... tut nicht weh — geht schnell" an die Wand gestellt werden sollen und nur durch eine glückliche Fügung dem Tode entgehen (S. 133 f.). Oder die Erzählung von der Heimkehr des bereits totgesagten

Vinzenz Hauer (S. 77 f.) und — um noch ein Beispiel herauszugreifen — der spannende Bericht von Alois Puschnik über einen folgenschweren Zugszusammenstoß im April 1945 (S. 127 ff.).

Während manche der 120 Kapitel nur Stimmungsbilder oder Sachverhaltsschilderungen sind, können andere als echte historische Quellen bezeichnet werden. Etwa der Bericht von Karl (Graf) Kuefstein, wie dank eines kunstverständigen russischen Offiziers die Kunstschätze im Schloß Greillenstein zur Gänze gerettet werden konnten (S. 105) oder der Bericht über die Schäden der Besatzungszeit in Riegersburg von Gotthard (Graf) Pilati (S. 80 f.).

Mit einzelnen Schilderungen menschlicher Lebensschicksale und den Partien, die als Geschichtsquellen (auch zur Alltagsgeschichte) betrachtet werden können, geht das Buch als Ganzes über den Status eines heimatkundlichen Erinnerungsbuches (das es über weite Strecken ist) hinaus. Es wird sicher auch dieser Band einen großen Leserkreis in der angesprochenen Region finden. Daß es der Autor mit der Beistrichsetzung nicht besonders genau genommen hat und die Druckfahnen sorgfältiger korrigiert hätten werden sollen, wird die an der Lokalgeschichte interessierten Leser wohl nicht allzusehr stören.

Jedem einzelnen der 85 Zeitzeugen, die zum Zustandekommen dieses Bandes beigetragen haben, ist für seine Bereitwilligkeit zu danken. Erwin Frank — und mit ihm Leo Nowak — haben mit diesem Buch einen wertvollen Beitrag zur Waldviertler Heimatgeschichte geleistet. *Anton Pontesegger*

Horner Kalender 1997. 126. Jahrgang (Horn: Verlag Ferdinand Berger und Söhne Ges.m.b.H. 1997) 96 Seiten, 26 Abbildungen, öS 50,—

Wie ein lieber Gast kommt der „Horner Kalender" jedes Jahr an (auf) den Tisch. Heuer ist er besonders „mitteilungsfreudig", enthält er doch insgesamt acht, von A bis Z lesenswerte Beiträge und eine reiche, gut gewählte Bildausstattung.

Am wichtigsten erscheint mir der Aufsatz von Walter Winkler, einem ambitionierten Lokalforscher, über den Horner Barockbildhauer Friedrich Haßlinger (1672 - 1728). Namen, wie Caspar Leusering und Matthias Sturmberger, beide im 17. Jahrhundert tätig, sind längst in der Fachwelt bekannt (vgl. Dehio, Niederösterreich nördlich der Donau, Wien 1980, Künstlerverzeichnis S. 1373 bzw. S. 1376). Wer aber war Friedrich Haßlinger? Walter Winkler hat gewissenhaft recherchiert und kann ihm in und um Horn und auch weit darüber hinaus eine ganze Anzahl von Sandsteinskulpturen zuschreiben, die eine solide handwerklich-künstlerische Qualität aufweisen. In Horn selbst sind das die wuchtigen Figurengruppen am äußeren Kapellenkranz der Stephanskirche sowie etliche Bildstöcke. Letztere, und auch weitere derartige Arbeiten in Gutenstein, hat der damalige Herrschaftsbesitzer, Philipp Josef Innocenz Graf Hoyos, in Auftrag gegeben. Einen stimmungsvollen, 25 Stationen umfassenden Kreuzweg konnte Walter Winkler in Římov (Rimau), dem „südböhmischen Jerusalem", aufspüren. Wie Caspar Leusering (Mühlenbesitzer), hatte auch Haßlinger ein zweites wirtschaftliches „Standbein": den Fischhandel. Bei insgesamt elf Kindern brachte das ein gewiß notwendiges Zubrot. Der letzte Satz in Winklers Arbeit läßt übrigens bald weiteres aus seiner Feder erhoffen. Demnach ehelichte die Witwe Haßlingers 1729 den um fünfzehn Jahre jüngeren Bildhauer Johannes Friedrich Holtzer. Sein einziges bisher bekanntes Werk ist der „Felici"-Bildstock vor dem Hoyos'schen Forsthaus in Raan (1733). Walter Winkler wird es gewiß gelingen, bald mehr über Holtzer und sein künstlerisches Wirken herauszubekommen.

Mit drei Artikeln ist Erich Rabl, der bewährte Horner Museums- und Archivleiter sowie Präsident des Waldviertler Heimatbundes, im jüngsten „Horner Kalender" vertreten. „Die Stadt Horn — ein historischer Überblick" enthält Altbekanntes in geraffter Form.

„Horn — eine Kulturstadt" bringt auf achtzehn Seiten — die eingestreuten Werbeanzeigen nicht mitgerechnet — eine erstaunliche Vielfalt an aktuellen Aktivitäten wie auch an bestehenden Einrichtungen, Vereinen und dgl. zutage. Man wird nicht leicht ein Städtchen in der Größenordnung von Horn mit einem vergleichbaren Angebot aus allen Sparten dessen, was man unter dem Begriff „Kul-

tur" subsumieren kann, finden. Wie würde es aussehen, gäbe es nicht in Horn — dies erlaubt sich der Rezensent als Kenner der Szene hier einzufügen — einen Bürgermeister wie Karl Rauscher?

Noch ein Bericht von Erich Rabl ist anzuführen, ein weiteres Exzerpt aus den Horner Gemeindetagsprotokollen des Jahres 1935. Sie sind ein Spiegel der damaligen Alltagsprobleme — Güterwegbau, Leichenbestattung, Schulaufsicht, Verkehr, Spitalserweiterung etc. — wie sie heute nicht aktueller sein könnten. Herausragend ist die Restaurierung und Revitalisierung der im Stadtbereich markanten Alt-Öttinger-Kapelle, die zuvor profaniert und für Wohnzwecke adaptiert gewesen war.

Drei zeitgeschichtliche Beiträge über das Jahr 1945 sind Nachdrucke aus der 1995 erschienenen Publikation von Erwin Frank „Zeit-Zeugen der Besatzungs-Zeit".

Wirklich originell finde ich die Idee von Frau Oberstudienrat Marianne Hubalek, realisiert gemeinsam mit Oberstudienrat Manfred Pratsch, im Millenniumsjahr 1996 „1000 Meter Türme im Horner Raum" von kunstbegabten Horner Gymnasiasten aufnehmen zu lassen. Die Vermessung war ein technisches Problem, das mit Hilfe der in Horn ansässigen Firma Riegl mit einem supermodernen Lasergerät gelöst werden konnte. Das künstlerische Ergebnis, eine Anzahl von Aquarellen, die bereits in mehreren Ausstellungen öffentlich präsentiert worden sind, halte ich persönlich, wie überhaupt die gesamte Aktion, für spektakulär! Wer's nicht glaubt, kann im Höbarthmuseum eine Auswahl der neun besten Bilder als Postkarten-Reproduktion erwerben.

In Summa: Der „Horner Kalender 1997" ist besonders gut gelungen und sollte einen möglichst breiten Leserkreis gewinnen!

Friedrich Berg

Gottfried Mayer, **Beiträge zur Geschichte der Pfarre Hohenwarth** (VUMB) — **Das 18. Jahrhundert** (Olberndorf 1996) 183 Seiten, öS 200,—

Als zweiter Band der Beiträge zur Geschichte der Pfarre Hohenwarth ist nunmehr jener über das 18. Jahrhundert erschienen. Mayer hat wiederum die Matrikenbücher und die fast vollständig erhaltenen Kirchenrechnungen auf elektronische Datenträger übertragen, welche in Zukunft auch im Archiv der Pfarre Hohenwarth bequem eingesehen werden können. Als weitere wichtige Quelle findet sich im Pfarrarchiv ein „Consistorial Verordnungen Protocoll Ao 1738 - 1806", das die Abschriften der in Hohenwarth von 1771 bis 1818 eingelangten Circulare enthält und dessen Einleitung ein „Extractus Normalium Observandorum" der Verordnungen von 1720 bis 1772 bildet. Als „auswärtige" Quelle beachtete Mayer auch noch die Maria Theresianische Fassion des Jahres 1751.

Die chronologische Bearbeitung bietet Einblick in die Anschaffungen und Baumaßnahmen der Pfarre Hohenwarth. Sie informiert darüber, wie das Geld dafür (meist durch Weinverkauf) aufgebracht wurde. Dabei versteht es Mayer meisterhaft, aus scheinbar nebensächlichen Bemerkungen interessante Querverbindungen herauszulesen, wenn er etwa genau analysiert, wer als Spender in Erscheinung tritt oder wie oft die Lehrer jeweils als Taufpaten auftreten usw.

Es folgt wieder ein Abschnitt, der mit „Chronikales/Kuriosa" überschrieben ist. Hier finden sich so unterschiedliche Beiträge wie der über die beliebtesten Vornamen von Hohenwarth im 18. Jahrhundert, ein Bericht über die mehr als 7 Schuh große Francisca Planerien, die in der ganzen Monarchie zur Schau gestellt wurde, Hinweise auf diverse Flurdenkmäler oder die Familienverhältnisse des Markus Ö., den man, folgt man den Matriken, der Bigamie beschuldigen müßte.

Im Anhang finden sich wieder die schon aus dem Band über das 17. Jahrhundert bekannten Listen. Verzeichnet sind Pfarrer, Kooperatoren, Kirchenväter, Lehrer, Dorfrichter, Wirte, Fleischhauer, Bäcker, Zimmerleute/Tischler, Faßbinder, Maurer, Schmiede, Weber, Schneider, Schuster, Kürschner und Viehhirten. Für die Häuser in Stettenhof sind von 1769 bis 1784 alle Taufen, Todesfälle und Hochzeiten verzeichnet. Das Literaturverzeichnis umfaßt fast 100 Werke, der Anmerkungsapparat 37 Seiten. Das Werk schließt mit einem ausführlichen Index.

Die Arbeit Mayers ist natürlich Pflichtlektüre für alle, die Beziehungen zur Pfarre Hohenwarth haben; aber auch Genealogen und andere historisch Interessierte werden sie mit Gewinn lesen.

Reinhard Preißl

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Erich Rabl

Feuerwehrhistoriker Hans Schneider (1931 - 1997)

Oberbrandrat Dr. Hans Schneider, der sich in den letzten beiden Jahrzehnten den Ruf eines erstklassigen Fachmannes auf dem Gebiet der Feuerwehrgeschichte erworben hat, ist am 15. Jänner 1997 im 66. Lebensjahr in Wien verstorben. Dr. Schneider war auch Mitarbeiter unserer Zeitschrift; in den letzten Jahren unterstützte er vor allem als Rezensent das Redaktionsteam.

Hans Schneider wurde am 22. Dezember 1931 in Wien geboren und trat am 7. September 1952 in das Zisterzienserstift Zwettl ein. Nach dem Studium an der Päpstlichen Hochschule Sant' Anselmo in Rom wurde er am 21. Juli 1957 zum Priester geweiht. Als P. Bruno war er bis 1967 Präfekt der Zwettler Sängerknaben; in den Jahren 1968 und 1969 arbeitete er im Generalatshaus des Zisterzienserordens in Rom. In den Jahren 1970 bis 1976 war er Leiter des Bildungshauses des Stiftes Zwettl. Am 16. August 1976 trat er aus dem Zisterzienserorden aus, um eine Ehe einzugehen.

Dr. Schneider war 1970 der Freiwilligen Feuerwehr des Stiftes Zwettl beigetreten, nach dem Austritt aus dem Orden wurde ihm die Feuerwehr zur zweiten geistigen Heimat. Vom 1. März 1977 bis zum 31. Dezember 1990 arbeitete Dr. Schneider hauptberuflich im Landesfeuerwehrkommando Niederösterreich und betreute dort das Sachgebiet für Öffentlichkeitsarbeit. Zwölf Jahre lang, von 1977 bis 1988, leitete er als Redakteur die Feuerwehr-Zeitschrift „brand aus". Über diese Tätigkeit schreibt sein Nachfolger Jörg Würzelberger: „Mit großem Einsatz setzte sich Hans Schneider für die Neugestaltung der Zeitung des Landesfeuerwehrverbandes ein: Nicht mehr Nachdrucke von Artikeln aus der BRD und seitenlange Sitzungsprotokolle prägten die Blattlinie, sondern hervorragend überarbeitete Fachartikel und Einsatzberichte aus NÖ. Für Schneider stand das geschriebene Wort im Mittelpunkt, denn er war ein Perfektionist der deutschen Sprache."

Schneiders großes Lebenswerk ist der Aufbau eines Archives über die Geschichte der Freiwilligen Feuerwehren in Niederösterreich im Landesfeuerwehrkommando. Er verstand es, zahlreiche Feuerwehrmänner für geschichtliche Themen zu interessieren und sie zu motivieren, eigene Archive einzurichten, gediegene Festschriften zu verfassen und Ausstellungen durchzuführen. Das von ihm geschaffene zentrale Archiv ermöglichte es, Feuerwehren bei der Erstellung von Festschriften oder der Abwicklung von Jubiläumsveranstaltungen zu unterstützen. Dr. Schneider entfaltete eine umfangreiche Publikationstätigkeit. Als Organisator und Mitverfasser hatte er 1986 einen wesentlichen Anteil am Erscheinen des Standardwerkes „Das große NÖ Feuerwehrbuch". Mit dem Band „Baden 1869. Ein Verband für Niederösterreichs Feuerwehren" konnte Dr. Schneider 1994 zum 125-Jahr-Jubiläum die Entstehung des NÖ Landesfeuerwehrverbands minutiös nachzeichnen.

Im Österreichischen Bundesfeuerwehrverband leitete Dr. Schneider zuerst das Sachgebiet Öffentlichkeitsarbeit und nach 1989 das Sachgebiet Feuerwehrgeschichte. Er organisierte auch zahlreiche Fachtagungen und verbreitete auf gesamtösterreichischer und internationaler Ebene das Interesse an der Feuerwehrgeschichte. 1993 wurde Dr. Schneider zum Leiter der Internationalen Historikergruppe im CTIF bestellt.

„Hans Schneider war nicht der Prototyp des Feuerwehrmannes, der am Stahlrohr stand oder mit dem ersten Fahrzeug zum Einsatz ausrückte. Er gab dem Feuerwehrwesen anderes, nämlich sein Wissen und seine Fachkenntnisse. Er war kameradschaftlich und kollegial, verlangte aber auch von sich und seiner Umgebung perfektes Arbeiten und Genauigkeit bis ins Detail. Er suchte den Ausgleich, konnte aber auch vehement seinen Standpunkt vertreten." Soweit nochmals Jörg Würzelberger.

Hans Schneider (1931-1997)
(Foto: WHB-Archiv)

Aus der Feder Schneiders liegen auch zahlreiche Publikationen zur Geschichte des Zisterzienserordens vor; die meisten Beiträge wurden in der Zeitschrift „Analecta Cisterciensia" veröffentlicht. Neben den bereits genannten Schwerpunkten spielte auch die Musik eine wichtige Rolle im Leben Schneiders. Er war 20 Jahre lang Mitglied des Wiener Madrigalchores. Auch nach seinem Weggang von Zwettl blieb Dr. Schneider mit dem Waldviertel verbunden. Mit seiner Frau Ulrike besaß er in Ottenschlag ein Sommerhaus, und er schätzte es, Wanderungen im Waldviertel zu unternehmen. „Heimat" bedeutete Dr. Schneider viel. Als 1993 in unserem Verein eine Diskussion über den Vereinsnamen geführt wurde, bezog auch Dr. Schneider Stellung. Zum Begriff Heimat meinte er: „Man soll einen an sich richtigen und kostbaren Begriff nicht aufgeben, weil er einmal von jemandem überzogen oder mißbraucht worden ist."

Schneiders Heimat war der Zisterzienserorden und die Feuerwehr. Mit seinem Tod verlieren wir einen engagierten Christen und fachkundigen Historiker. Der Waldviertler Heimatbund wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.[1]

---

[1] Vgl. Jörg Würzelberger, OBR Dr. Hans Schneider †. In: Brand aus. Die Zeitschrift der niederösterreichischen Feuerwehren (2/97) S. 70. — Dr. Hans Schneider in Wien zu Grabe getragen. In: NÖN/Zwettler Zeitung (30. 1. 1997). — Diverse Unterlagen stellten dankenswerter Weise Herr SR Friedel Moll aus Zwettl und Herr Walter Winkler aus Horn zur Verfügung.

Rudolf Malli / Erich Rabl

Waldviertel-Publikationen von Hans (Bruno) Schneider

1. Zur Besetzung des Stiftes Zwettl durch die Franzosen im Jahre 1805. In: Wv 15 (1966) S. 212-215.
2. Zwettler Cisterciensia zur vorjosephinischen Zeit (Regesten 1756-1776). In: Analecta Cisterciensia 22 (1966) S. 218-271.
3. Zwettler Sängerknaben — Luxus oder zeitgemäße Aufgabe? In: Jahresbericht 1971/72 des Bundesgymnasiums Krems (Krems 1972) S. 3-8.
4. Stift Zwettl — das Bildungshaus des Waldviertels. In: Zwettler Kurier Nr. 2 (Dezember 1971) S. 13-14.
5. Bildungshaus — Begabung ist machbar? In: Zwettler Kurier Nr. 3 (April 1972) S. 10.
6. Waldviertler Brandberichte aus der Biedermeierzeit. In: Wv 21 (1972) S. 197-206.
7. Feuerwehraktivitäten im Gerichtsbezirk Ottenschlag 1918-1939. In: Wv 32 (1983) S. 209-217 und 33 (1984) S. 20-26. Feuerwehrregesten im Gerichtsbezirk Ottenschlag [= Fortsetzung unter einem anderen Titel!] S. 94-97, 148-150 und 213-220.
8. Schlüsselerlebnis eines Bildungshausleiters. Bericht über die Gestaltung des Bildungshauses Stift Zwettl 1970 bis 1976. In: Cooperatio. Hauszeitschrift für das Stift Zwettl 3 (April 1984) S. 11-14.
9. 1889: „Knaben-Feuerwehr" in Zwettl. In: brand aus (4/1984) S. 136.
10. Spuren Schönerers im Ottenschlager Feuerwehrarchiv. In: Wv 34 (1985) S. 26-27.
11. „Über Allarmierung bei Feuersgefahr". Die Alarmierung der Freiwilligen Feuerwehr Krems im Laufe der Jahrzehnte. In: Die Freiwillige Feuerwehr Krems an der Donau gestern, heute, morgen. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum (Krems 1986) S. 35-43.
12. Die Vereinigung der Feuerwehren des Magistratsbereiches Krems 1970 bis 1973. Ebenda S. 44-54.
13. Ottenschlag — älteste Feuerwehr im Bezirk Zwettl. In: Wv 36 (1987) S. 158-163, 217-222 und 37 (1988) S. 112-118.
14. Georg Ritter von Schönerer und die Waldviertler Feuerwehren. In: Freiwillige Feuerwehr der Stadt Horn. Festschrift anläßlich der Eröffnung des neuen Feuerwehrhauses und der 39. NÖ Landesfeuerwehr-Leistungsbewerbe (Horn 1989) S. 15-29.
15. Das Feuerwehrwesen in NS-Zeit und Nachkriegszeit in Niederösterreich. Ebenda S. 30-33.
16. Die Feuerwehruniform in Niederösterreich im Wandel der Zeit. Ebenda S. 53-56.
17. Fahrzeuge nach 1945. Ebenda S. 57-60.
18. Die Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr Ottenschlag. Festvortrag aus Anlaß des 120-Jahr-Jubiläums der FF Ottenschlag am 23. Juni 1990. In: Ottenschlag aktuell (November 1990) S. 7-8.
19. Auch die Feuerwehrgeschichte ist international. Tagung in Pribyslav. In: Wv 42 (1993) S. 380-381.
20. Leserbrief zum Vereinsnamen „Waldviertler Heimatbund". In: Wv 42 (1993) S. 300-301.
21. Ein Löschhilfeabkommen von Stadtfeuerwehren des oberen Waldviertels im Jahr 1874. In: Wv 43 (1994) S. 134-147.
22. 2. Internationales Arbeitsgespräch für Feuerwehr- und Brandschutzgeschichte in Pribyslav. 5.-8. 10. 1994. In: Wv 43 (1994) S. 413-414.

Buchpräsentation in Weitra

Am Sonntag, 24. November 1996, wurde im bis auf den letzten Platz besetzten Großen Sitzungssaal der Stadtgemeinde in Weitra der von OSR Wilhelm Romeder verfaßte Band 39 der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, „Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung. Ereignisse — Erlebnisse — Schicksale", präsentiert. Die Rolle des Gastgebers hatte das rührige Kulturreferat der Stadtgemeinde Weitra übernommen.

Bürgermeister SR Werner Himmer begrüßte die erschienenen Gäste und hob bei dieser Gelegenheit hervor, daß die Stadt Weitra in historischer Sicht zu den besterforschten Gemeinden Niederösterreichs zähle und durch den neuen Band nun auch in der Zeitgeschichte deutlich präsent sei.

Der Präsident des Waldviertler Heimatbundes, Prof. Dr. Erich Rabl, zeigte in seinem Referat die Ziele und Aufgaben des WHB auf und wies darauf hin, daß nach Büchern über die Ereignisse im Jahr 1945 in den politischen Bezirken Waidhofen an der Thaya und Horn nun auch die Geschichte des südlichen Teils des Bezirks Gmünd erstmals erfaßt wurde.

Der Herausgeber der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Prof. Dr. Harald Hitz, stellte anschließend den Autor und das neue Werk vor. Er betonte, daß Bücher zu diesem Thema nach wie vor wichtig wären und verwies auf die Tatsache, daß angesichts des fortgeschrittenen Alters vieler Zeitzeugen der damaligen Jahre viel Wissen um Details verloren ginge, wenn es nicht wie im vorliegenden Fall für die Geschichte gerettet würde. Dr. Hitz betonte, daß der Autor durch die Interviews mit Personen höchst unterschiedlicher Lebensgeschichte ein interessantes Stück „Alltagsgeschichte" aus dem Jahr 1945 geschaffen habe.

Der Autor, OSR Wilhelm Romeder, schilderte hierauf die Entstehungsgeschichte seines Werkes und dankte mit bewegten Worten nicht nur seiner Gattin, sondern auch allen jenen Personen, die ihm in den vergangenen Jahren Rede und Antwort gestanden hatten. Er verlas überdies einen berührenden Brief von György Karman aus Budapest, der 1944/1945 als ungarisches Judenkind mit seinen Eltern in Schützenberg interniert war und überlebte, aus dienstlichen Gründen aber an der Präsentation in Weitra nicht teilnehmen konnte.

Umrahmt wurde die gelungene Veranstaltung durch gekonnte Darbietungen des Quartetts des Musikvereins Weitra und ein Klaviersolo von Prof. Mag. Elisabeth Meyer. Das ORF-Landesstudio Niederösterreich brachte von der Präsentation eine Woche später einen entsprechenden Bericht mit Interviews.

Herausgeber Dr. Harald Hitz und Autor Wilhelm Romeder

Bügermeister Werner Himmer

(Fotos: WHB-Archiv)

Einladung zur Jahreshauptversammlung

des Waldviertler Heimatbundes am Sonntag, dem 25. Mai 1997

Ort: Melk, Hotel zur Post, Linzer Straße 1.
Beginn: 10.00 Uhr. (Wenn nicht mindestens ein Drittel der Vereinsmitglieder anwesend ist, so ist die Versammlung erst um 10.30 Uhr beschlußfähig.)

Tagesordnung

1. Präsident Dr. Erich Rabl: Bericht über das Vereinsjahr 1996 und Vorschau auf 1997.
2. Herausgeber Dr. Harald Hitz: Bericht über die Schriftenreihe des WHB.
3. Finanzreferent Mag. Rudolf Malli/stellv. Finanzreferent Mag. Johann Fenz: Rechnungsabschluß 1996 und Voranschlag 1997.
4. Vizepräsident Dr. Thomas Winkelbauer: Vorschau auf das Symposion „Vom Lebenslauf zur Biographie — Quellen und Methoden einer historischen Disziplin" (26. Oktober 1997 in Horn).
5. Rechnungsprüfer Gerhard Grassinger/Friedel Moll: Bericht über die Rechnungsprüfung und Entlastung der Finanzreferenten.
6. Neuwahlen.
7. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge. (Diese müssen spätestens sieben Tage vor der Jahreshauptversammlung beim Präsidium eingebracht werden.)
8. Allfälliges.

Begleitprogramm

14 Uhr: Treffpunkt beim Eingang von Stift Melk. P. Mag. Wilfried Kowarik zeigt im Rahmen einer Spezialführung „Unbekanntes im Stift Melk". Kustos Anton Harrer führt im Anschluß an die Stiftsführung durch das Heimatmuseum Melk.

Alle Mitglieder und Freunde des Waldviertler Heimatbundes und der Zeitschrift „Das Waldviertel" sind zu den Veranstaltungen herzlich eingeladen.

Der Vorstand

Vortrag von Friedel Moll (22. Mai 1997)

Schulrat Friedel Moll hält am Donnerstag, dem 22. Mai 1997, um 15 Uhr im Rahmen einer Veranstaltung des Diözesanarchivs St. Pölten in den Räumlichkeiten der Dompfarre einen Vortrag. Das Thema lautet: „Zur Geschichte der Bründlkirche in Zwettl".

Tagungsankündigung

Nach den Symposien „Heimatforschung heute" 1987 in Horn und „Kontakte und Konflikte" 1992 in Zwettl veranstaltet der Waldviertler Heimatbund im bereits traditionellen Abstand von fünf Jahren auch heuer wieder ein (diesmal nur eintägiges) wissenschaftliches Symposium, und zwar am Nationalfeiertag (26. Oktober), der dieses Jahr auf einen Sonntag fällt, im Kunsthaus Horn. Das Thema der Tagung lautet: „Vom Lebenslauf zur Biographie. Quellen und Methoden einer historischen Disziplin". Es sind Referate zu folgenden Themen vorgesehen: Selbstzeugnisse und andere Quellen der historischen Biographik vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (Quellenkunde); Die historische Biographie — Konjunkturen einer literarischen Gattung (Methodendiskussion und Historiographiegeschichte); Biographische Nachschlagewerke (Bibliographie und Werkstattbericht); Archive und Dokumentationsstellen, die biographisches Quellenmaterial verwahren. Bitte, merken Sie sich den Termin vor! (Nähere Informationen im nächsten Heft.)

Schriftenreihe des WHB, Band 37

Friedrich Polleroß (Hg.),

„Die Erinnerung tut zu weh“

Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel

1996, 416 Seiten mit 211 Abbildungen, öS 360,—

Die erste umfassende Darstellung zur Geschichte der Juden im Waldviertel.

Aus dem Inhalt:

I. Überblicksdarstellungen

Friedrich Polleroß, Einleitung

Klaus Lohrmann, Das Waldviertel und die Juden im Mittelalter

Friedrich Polleroß, 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel

II. Lokalmonographien

Burghard Gaspar, Zur Geschichte der Juden in Eggenburg seit dem Spätmittelalter

Erich Rabl, Die Juden in Horn

Ruth Heidrich-Blaha, Die Synagoge in Krems von Max Fleischer

Friedrich Polleroß, „Ich erinnere mich nicht gerne.“ Juden und Antisemiten in der Marktgemeinde Pölla

Eduard Führer/Harald Hitz, Juden in Waidhofen an der Thaya

Friedel Moll, Juden in Zwettl

III. Erinnerungen

Artur Lanc, Das Schicksal der ungarischen Juden in Gmünd 1944/45

****

Robert Streibel, Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (= Schriftenreihe des WHB 33, 1991) 295 Seiten mit 50 Abbildungen, öS 298,—

Sonderangebot: Bücherpaket (Polleroß- und Streibel-Buch) öS 500,— statt 658,—

Bestelladresse: Das Waldviertel/WHB, Postfach 100, 3580 Horn;
Tel. 02982/3991 ab 14 Uhr (Dr. Rabl)

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6

Hofrat Dr. Friedrich Berg, 1180 Wien, Gersthoferstraße 140/2/1

Dr. Johannes Diethart, Österreichische Nationalbibliothek, Redaktion Biblos, 1015 Wien, Josephsplatz 1

Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18

Spk-Dir. i. R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7

VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63

Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29

Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9

Dr. Leopoldine Hokr, 3830 Waidhofen/Thaya, Moriz Schadek-Gasse 70/18

Dipl.-Ing. Helmut Hörner, 1190 Wien, Flemminggasse 13

Mag. Andreas Kompek, VHS Krems, 3500 Krems/Donau, Obere Landstraße 10

Prof. Mag. Rudolf Malli, 3730 Eggenburg, Kühnringer Straße 26

Hermann Maurer, 1210 Wien, Scheffelgasse 11/3/4

Schulrat HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63

Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26

HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27

cand. phil. Klaus Petermayr, 4850 Timelkam, Anzengruberstraße 20

Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, 1010 Wien, Universitätsstraße 7

OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2

Mag. Franz Pötscher, 3580 Frauenhofen 24

Prof. Mag. Reinhard Preißl, 3860 Heidenreichstein, Seyfrieds 67

Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15

Dekan Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8

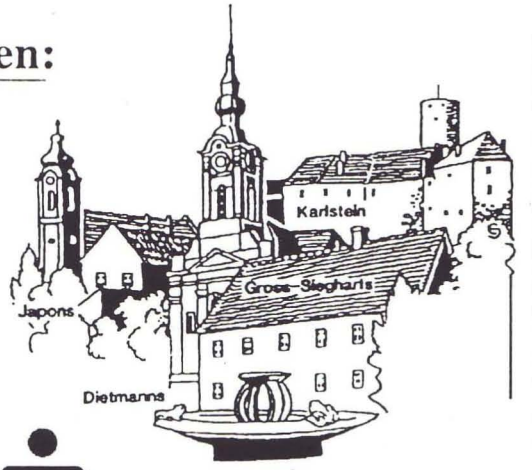
Prof. Mag. Peter Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52

Ass.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

Prof. Dr. Wilfried Winkler, 3945 Hoheneich, Schulgasse 73

Werte bewahren:

Geistiges Potential und finanzielle Mittel gezielt einsetzen. Für Ideen und Problemlösungen, wie wir sie heute brauchen. Für all das steht die



SPARKASSE DER STADT GROSS-SIEGHARTS
KARLSTEIN - JAPONS - BLUMAU

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund" bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Ass.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel": Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn, und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Wilfried Winkler, Hoheneich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: Mag. Andreas Kompek, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Meine eigenen vier Wände.

Ogilvy & Mather

Wer aus-, um- oder ganz neu baut, der hat jetzt HeimVorteil: Mit dem neuen, umfassenden Service-Paket der Raiffeisenbank. Damit Sie vom ersten Behördenweg über die maßgeschneiderte Finanzierung und das flexible Baukonto bis zur Absicherung für alle Fälle bestens vorbauen. Jetzt in Ihrer Raiffeisenbank.

RAIFFEISENBANK HORN

Raiffeisen. Die Bank